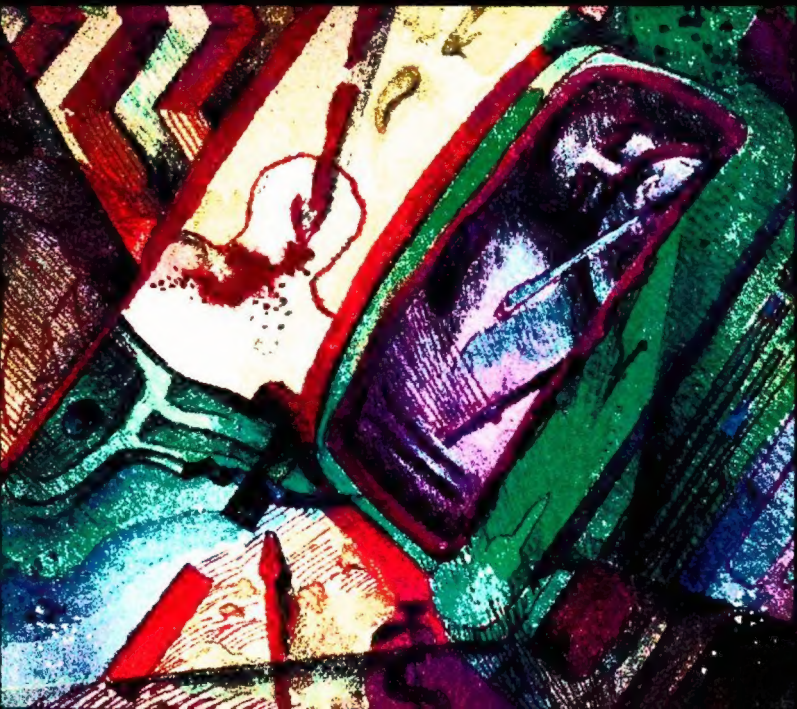
BLAULICHT 270

Das seltsame Ende des Doktor Vau

Gerhard Johann



Blaulicht 270

Gerhard Johann
Das seltsame Ende des Doktor Vau

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

Schönhauser Allee stieg sie in die S-Bahn und setzte sich mir gegenüber. Während ich Zeitung las, stellte ich bei kurzem Aufschauen fest, daß sie ein offenes, schmales und gebräuntes Gesicht hatte, ein T-Shirt und eine leichte sandfarbene Hose trug. Als ich sie nach zwei oder drei Stationen wieder mit einem Blick streifte, bemerkte ich, daß sie mir zulächelte. Es war aber auch nicht auszuschließen, daß sie über mich lachte. Im allgemeinen sind solche Gefühlsregungen in der Öffentlichkeit verpönt. Ich tat das, was in solchem Fall als empfehlenswert gilt, ich übersah das Lächeln.

Ihr machte das nichts. Sosehr ich mich auch mühte, die junge Frau und ihr Lächeln zu ignorieren, so sehr war ich doch an der Wirkung meines Verhaltens interessiert. Und ich registrierte, daß sie von meiner offen zur Schau gestellten Abweisung nicht beeindruckt war. Ich fand mich kaum noch in den Zeitungsspalten zurecht, wollte an einer Stelle weiterlesen, wo ich bestimmt nicht aus der Reihe gekommen war, bei einem Bericht über eine Rassegeflügelschau. Schließlich fand ich den Anschluß wieder. »Noch keine Erkenntnisse zur Fahrerflucht in Groß-M.« Das war es, was meine Anteilnahme geweckt hatte, lag doch Groß-M. nur wenige Kilometer von meinem Wohnort entfernt. Ich erinnerte mich. Vor einiger Zeit war eine zwanzigjährige Konsumverkäuferin nachts von einem Auto erfaßt und schwer verletzt worden. Das Ereignis war noch immer Hauptgesprächsthema in dieser Gegend. Die junge Frau befand sich auf dem Heimweg von einer Geburtstagsfeier, als das Unglück geschah. Der Autofahrer ließ sie mit ihren Verletzungen am Bordstein der Dorfstraße liegen. Erst etwa eine Stunde später wurde sie von Passanten entdeckt. Sie lag noch immer auf

der Intensivstation des Kreiskrankenhauses. Es werde jetzt, so hieß es in der Meldung, nach einem hellgrünen Wagen gesucht, der zu jener Nachtzeit unterwegs gewesen ist.

Solche Meldungen wühlen mich auf; ist es mir doch unvorstellbar, daß ein Mensch einen anderen verletzen und dann noch liegenlassen kann. Unwillkürlich schaute ich mich im Abteil um. Doch ich fand keinen Fahrgast, dem auch nur ein Anflug von solcher Brutalität im Gesicht stand. Mein Blick war wieder bei der mir gegenübersitzenden jungen Frau. Nun hatte sie aufgehört zu lächeln. Aber weitaus Schlimmeres bahnte sich an. Ich verspürte darüber keine Genugtuung, sondern bemerkte – pfui Teufel –, daß ich es nun war, der lächelte. Sie hatte ein Buch aus der hellblauen Umhängetasche gezogen und zu lesen begonnen. Das alarmierte meine Neugier, erkannte ich doch an dem schwarzen Einband jene berühmte Reihe, die seit Jahr und Tag Weltliteratur in breiter Fächerung bietet. Sosehr ich mich aber bemühte, Verfasser und Titel konnte ich nicht ausmachen.

Als sich der Zug anschickte, in den Bahnhof Ostkreuz zu fahren, klappte sie das Buch zu, stand auf und stellte sich an die Tür. Damit war die Episode beendet. Obwohl auch ich ausstieg, verlor ich sie aus den Augen. Doch kurz darauf, im Zug auf dem benachbarten Gleis, saß sie wieder in meinem Wagen, jedoch nicht im gleichen Abteil. Damit bot sich mir die Chance, sie etwas genauer zu betrachten. Und plötzlich kam sie mir auf eine noch undurchschaubare Weise bekannt vor. Ich zermarterte mein Gedächtnis, ging die Reihen der Mitarbeiterinnen, auch der früheren, durch, zitierte in einer Art Geisterbeschwörung die Frauen der Kollegen, soweit ich sie kennengelernt hatte. Umsonst. Ich zwang mich, Mitfahrerinnen in der S-Bahn am Morgen oder am Abend zu suchen, die ihr ähnlich wären. Nichts. Schließlich gab ich es auf und vertiefte mich wieder in die Zeitung.

Im letzten Augenblick, bevor sich die Türen schon schließen wollten, erkannte ich meinen Zielbahnhof, sprang auf und konnte

den Zug gerade noch rechtzeitig verlassen. Und ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, vier oder fünf Meter vor mir war wiederum die junge Frau. Als sie sich umdrehte, erhellte sich mein Gedächtnis. »Sibylle?« fragte ich.

»Bin ich«, sagte sie und streckte mir die Hand entgegen.

»Entschuldige, daß ich dich nicht erkannt habe. Aber es müssen Jahre vergangen sein, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen haben. Eigentlich sollte ich Sie zu dir sagen, denn du bist inzwischen doppelt so alt.«

»Bleiben wir beim Du. Was hat sich schon geändert?«

Sibylle war die Tochter des Arztes, dessen Praxis sich schräg gegenüber von meiner Wohnung befand. Sie mochte jetzt Ende Zwanzig sein. Doppelt so alt wie damals, das konnte stimmen. Vierzehn Jahre war sie zur Zeit der Scheidung ihrer Eltern. Ohne besondere Beweggründe war sie, die einzige Tochter, der Mutter zugesprochen worden. Auch die Mutter war Ärztin.

Bevor Doktor Katharina Haferländer fortgezogen war, um sich in einer Kleinstadt im Norden der Republik niederzulassen, wie es noch immer so anschaulich von den Ärzten heißt, hatte sie einige Wochen bei uns gewohnt. Sie war fünfzehn Jahre älter als ich, also eine Art Tante, und sie machte damals kein Hehl daraus, daß ich für sie ein Knirps war, keiner Beachtung wert. Dabei war ich immerhin schon Anfang Zwanzig. Eine ähnliche Situation mit umgekehrten Vorzeichen bestand zwischen mir und Sibylle.

Wenn ich mich erinnerte, so erschien mir jene Zeit in keinem guten Licht. Ständig wurden alle möglichen Ursachen der Scheidung erörtert. Das war aber etwas, das nur meine Eltern und die Frau Doktor betraf, ich hatte daran keinen Anteil. Ebensowenig schien Sibylle daran beteiligt zu sein. Sie benahm sich unausstehlich und zeigte wenig Sinn für ein zeitlich begrenztes Zusammenleben. Sie mäkelte am Essen, stand früh nicht auf und wollte abends nicht ins Bett, quengelte und meckerte ständig über alles, versteckte Gegenstände, die dringend benötigt wurden, riß Tape-

ten ein und ließ die Badewanne überlaufen. Ich verachtete dieses grüne und unfertige Ding.

Nachdem die Scheidung ausgesprochen war, hielt es die Frau Doktor nicht länger, eines schönen Tages war sie fort mitsamt dem widerlichen Balg von Tochter. Die briefliche Verbindung bestand noch kurze Zeit, ging langsam in nichtssagende Grüße zu Festen und Geburtstagen über und schlief schließlich ganz ein.

Nun also das. Nach fünfzehn Jahren traf ich auf eine erwachsene Frau, deren Gesicht kaum noch mit der Kinderfratze von damals übereinstimmte. Daß ich mich da nicht sogleich zurechtfand, wer wollte es mir verübeln? Hinzu kam, daß auch meine Beziehungen zu Sibylles Vater, Doktor Valentin Haferländer, abgekühlt waren. Er hatte das Einwohnen seiner früheren Frau bei uns als unfreundlichen Akt betrachtet, so jedenfalls hieße es in der Diplomatie.

Dieser Arzt war ein gradliniger Mann, so sehr in alten bürgerlichen Konventionen herangewachsen, daß es für ihn zur Ehe nie eine Alternative gab. Als Arzt war er durchaus verläßlich, als Mensch bot er seinen Mitmenschen wenig Zugang. Außerhalb seines Hauses und Grundstücks bewegte er sich zumeist in seinem WARTBURG TOURIST; ging er einmal zu Fuß, so wirkte er durch seine Länge mit fast zwei Metern und ein auf alle und alles herabschauendes mürrisches Gesicht sehr abweisend.

Was hat sich schon geändert? hatte Sibylle gefragt. Was sollte ich erwidern? Mir war klar, es wäre schlimm, hätte sich nichts verändert. So antwortete ich mit der Wiederholung ihrer Frage, eine Methode, die ich im übrigen gar nicht schätze und auch nicht für besonders tiefsinnig halte.

»Ja, was hat sich schon verändert?«

Wir liefen nebeneinander, wir hatten den gleichen Weg. Gelegentlich betrachtete ich die junge Frau von der Seite und mußte mir eingestehen, daß ich sie äußerst angenehm fand und es mir schmeichelhaft erschien, in ihrer Begleitung gesehen zu werden.

»Du willst deinen Vater besuchen?«

»Ich werde einige Zeit bleiben. Doktor Vau – du weißt doch, daß wir ihn immer so nennen im Gegensatz zu meiner Mutter, Doktor Ka –, er ist ohne Sprechstundenhilfe, der Arme. Sie hat gekündigt. Allein kommt er nicht zurecht. Ich habe später eine Delegierung zum Medizinstudium. Bis dahin will ich Doktor Vau helfen.«

»Als Schwester?«

»Was sonst?«

»Und das soll gut gehen?«

»Ich bin schließlich seine Tochter.«

»Deshalb! Wie lange habt ihr euch nicht gesehen?«

»Seitdem ich mit Doktor Ka fort bin.«

»Dein Vater soll etwas wunderlich geworden sein.«

»Papperlapapp. Ich werde schon mit ihm auskommen.«

Sibylle schlenkerte ihre Umhängetasche durch die Luft, als wollte sie Schmetterlinge fangen. Und die gab es mehr als genug auf der Lammwiese, über die uns der Weg führte. Seltsamerweise gingen ihre Gedanken in die gleiche Richtung.

»Dort, ein Distelfalter. Ist er nicht herrlich?«

»Hm«, machte ich. Sie war durch mein Desinteresse nicht zu bremsen und begann sogleich mit einem Kurzvortrag über Distelfalter. Als sie fertig war, schaute sie mich fragend an. Was sollte ich dazu äußern?

»Für mich ist das ein bunter Schmetterling. Und ich kenne eigentlich nur zwei Sorten. Die einfarbigen, das sind die Zitronenfalter, und die mehrfarbigen, das sind die Generale.«

Sie lachte auf. »Dann schon Admirale. Das dort ist aber ein Distelfalter. Und hier, schau mal den! Ein Kleewidderchen. Leicht erkennbar an den roten Farbtupfen.«

Ich mochte es nicht, belehrt zu werden, und reagierte bockig. »Ich kenne zwar Schneewittchen und auch vierblättrigen Klee, aber keine Kleewittchen.«

Sie blieb ruhig, als sie mich berichtigte. »Kleewidderchen. Es

schadete nichts, wüßtest du etwas mehr über die Schmetterlinge. Schließlich schwirren sie auch in deinem Garten umher.«

»Mag schon sein«, wehrte ich ab.

»Wahrscheinlich weißt du über Känguruhs und Leoparden besser Bescheid. Das ist dir auch angemessen. Was sind schon diese luftig-sanften Flitterchen, nicht wahr?«

Da war es wieder, was ich schon damals verabscheut hatte, als sie unser Gast war und von mir recht ungeniert ein mißratenes Balg genannt wurde.

Nach ein paar Schritten mochte sie den Eindruck gewonnen haben, zu barsch gewesen zu sein. Sie wechselte das Thema.

»Kommst du uns einmal besuchen?«

»Ich weiß nicht recht. Dein Vater und ich – wir kennen uns kaum noch.«

Sie schüttelte den Kopf. »Was soll das nun wieder heißen?«

»Wenn mir etwas fehlt, gehe ich in Berlin in die Poliklinik. Seit über zehn Jahren war ich nicht mehr bei deinem Vater.«

»Und das hindert dich daran, mich zu besuchen?«

»Ich weiß nicht recht«, wiederholte ich.

Nun war sie endgültig verstimmt und sprach nicht mehr. Als wir uns vor meinem Haus trennten, gaben wir uns nicht einmal die Hand. Jeder quetschte gerade noch ein »Tschüß« oder etwas Ähnliches heraus. Während ich durch den Garten auf das Haus zulief, schaute ich ihr nach. Sie ging gerade und aufrecht, ähnlich wie ihr Vater, den grußlosen Abschied nahm sie mit keiner Geste zurück. Dazu war sie auch nicht verpflichtet, ich war daran ebenso schuld.

Die Begegnung mit Sybille schien eine Episode zu bleiben, die ich in den kommenden Tagen und Wochen zwar nicht verdrängte, aber doch den alltäglichen Dingen unterordnete. Und zu ihnen gehörte die Arbeit, an der ich saß, eine Übersetzung französischer Lyriker, Charles Baudelaire darunter und Jules Laforgue, aber auch René Lacôte. Ich stand etwas unter Druck, verließ kaum das Haus, allenfalls, um dann und wann im Garten die Stubenluft aus

den Lungen zu lassen. Eine Fahrt in die Stadt gehörte zu den seltenen Ereignissen, ich raffte mich zu ihr nur dann auf, wenn mir Wesentliches im Haushalt fehlte oder wenn ich zu einer Besprechung mußte.

Nun war ich in der glücklichen Lage, daß ich die Übersetzungen im groben vollendet und auch das verlangte Nachwort geschrieben hatte, es blieb mir nur die lästige Pflicht, alles auf der Maschine abzutippen. Ich bewundere immer jene Schriftsteller in Filmen, die, an ihrem ersten großen Roman sitzend, Zeile für Zeile sogleich in die Maschine geben. Dabei tippen sie zu allem Überfluß so stümperhaft, daß ich schon deshalb an der Vollendung ihrer Romane zweifle.

Ich verfahre da ganz anders. Ich schreibe alles schnell und keineswegs säuberlich mit der Hand. Den Text lese und redigiere ich mehrmals, bevor ich mich an die Maschine setze. Beim Abschreiben wird nur noch wenig verändert. Es ist wie der Endspurt beim Langstreckenlauf, die Kräfte, die bereits arg mitgenommen sind, werden nochmals mobilisiert, um das Ziel zu erreichen.

Eines Morgens, ich hatte meinen Frühsport hinter mir, ebenso das Frühstück, holte ich die Schreibmaschine in die Veranda auf den Tisch, der üblicherweise nur als Abstellplatz für kleine Gartengeräte oder Obst diente, zog zwei Klappstühle heran und belegte sie in erprobter Weise mit Manuskriptpapier, Kohlebogen und Durchschlagpapier.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, der Luftzug wirbelte die Papierberge auf. Im Eingang der Veranda stand Sibylle mit tränenverklebten Augen, unordentlichen Haaren und bleichem Gesicht. Sie hatte nur einen Bademantel umgeworfen.

»Sibylle«, rief ich. »Was ist geschehen?«

Ich machte einen Stuhl frei, schob ihn ihr zu, und als sie keine Anstalten machte, sich zu setzen, brachte ich sie mit sanfter Gewalt dazu.

»Mein Vater ...«, setzte sie an, brach aber sogleich wieder ab.

»Was ist mit deinem Vater?«

Sie sah mich an, schien aber weder mich noch den Ort, an dem sie sich befand, zu erkennen. Ich setzte mich ihr gegenüber und wartete, daß sie sich beruhigte.

Es dauerte lange, ehe sie zu sprechen begann. Wörter und Satzfetzen brachen aus ihr heraus. Ich entnahm ihrem Stammeln, daß ihr Vater an diesem Morgen mit seinem TOURIST bei hoher Geschwindigkeit gegen den Pfeiler einer Autobahnbrücke gerast sei. Das Auto sei auf ein Drittel seiner normalen Länge zusammengeschrumpft, habe man ihr gesagt, und der Doktor sei sofort tot gewesen. Er sei auch nicht angeschnallt gewesen. Sibylle wiederholte gerade diese Mitteilung mehrmals, kopfschüttelnd, ungläubig. Das passe ganz und gar nicht zu Doktor Vau, dem stets Korrekten.

Ich ahnte, daß ich meine große Abschreibaktion vergebens vorbereitet hatte. Ich mußte mich um Sibylle kümmern, das hatte Vorrang. Sie saß mit aufgestütztem Kopf und starrem Blick auf dem Stuhl, auf den ich sie gesetzt hatte, unter ihr lagen noch einige meiner Manuskriptbogen, sie weinte nicht mehr, reagierte aber auch nicht auf meine Fragen.

Ich ging in die Küche, um ihr ein Frühstück zu bereiten. Es dürfte zu den Urerfahrungen des Menschen gehören, daß er angeschlagenen Mitmenschen vor allem Essen und Trinken bringen muß.

Ich trug ein kleines Tablett mit Kaffee und Broten herbei und stellte es vor Sibylle auf den Tisch. Zu meiner Überraschung griff sie hastig zu. Ich goß Kaffee ein, sie trank ihn, so heiß er war, mit einem Zug. Dennoch wirkte sie abwesend, Essen und Trinken schienen ihr alle Konzentration abzufordern. So verhielt ich mich still, obwohl ich nicht ganz sicher war, ob sie nicht doch etwas gefragt werden wollte. Sie schaute mich nicht an, sondern blickte nur auf das vor ihr stehende Tablett.

Nachdem sie den Kaffee getrunken und das Brot verzehrt hatte, erhob sie sich langsam, wie eine Kranke, stand vor mir, streichelte einmal kurz über mein Haar, drehte sich zur Tür und entfernte sich mit müden, sachten Schritten. Ich sah ihr nach, mehr nicht, ich sprach nicht und begleitete sie nicht, der Abstand zwischen uns vergrößerte sich, zwar im Zeitlupentempo, doch so, daß es spürbar war.

Nachdem sie meinen Blicken entschwunden war, fiel mir die Arbeit wieder ein. Ich hätte schon zwei oder drei Seiten fertig haben können. Da Sibylle im Augenblick kaum mehr von mir erwartete – wäre sie sonst gegangen? –, setzte ich mich an die Maschine, spannte die Bogen ein und begann, noch immer nicht voll bei der Sache, mit dem Abtippen.

Bis zum Abend war ich gut vorangekommen, niemand hatte mich gestört, auch Sibylle nicht. Und gerade deshalb regte sich mein Gewissen. Wie konnte ich ihre Not so schnell verdrängen? Ich hatte mich von meiner Arbeit beherrschen lassen, nur selten waren meine Gedanken von dem schrecklichen Schicksal des Doktor Haferländer gestreift worden. In Sekundenschnelle hatte mein Verstand die Situation wieder im Griff, das Denken lief in den vorgegebenen Bahnen. Doch ich schämte mich, daß ich jemanden, der mich brauchte, mit einem Kännchen Kaffee und zwei Brötchen abgespeist hatte. Beklagen wir nicht, daß die Pflichten uns versklaven! Sie sind unser liebstes Alibi, vor allem dann, wenn es unseren Gefühlen an den Kragen gehen soll. Bedauerlicherweise drückt eine Hand, der wir uns entzogen haben, weniger als die tägliche »verdammte Pflicht und Schuldigkeit«.

Nach zwanzig Uhr hatte ich das Abendbrot hinter mir und ging vor die Veranda, um mir, wie man so sagt, die Füße zu vertreten. Nun sei es zu spät für einen Besuch bei Sibylle Haferländer, beruhigte ich mich. Und überhaupt! Ich hatte sie geduldig angehört, hatte sie auch nicht nach Hause geschickt und ihr nicht verboten

wiederzukommen. Was also geschah oder nicht geschah, es war ihre Entscheidung. Es kam mir nicht in den Sinn, daß ich die Korrektheit des Doktors belächelte, meine eigene aber übersah. Ich beschloß, auf keinen Fall die paar Schritte über die Straße zu gehen, und ich begründete es mir damit, daß es ungehörig und unangemessen sei.

Daß ich dennoch mit einem unguten Gefühl zu Bett ging, lag, so sagte ich mir, an der Sensibilität, zu der der Mensch in den Abendstunden neigt, wenn sich der Verstand schon halb zur Ruhe begeben hat. Es läßt sich alles erklären.

Ich war gerade eingeschlafen, als es läutete. Kurz und zaghaft. Zum Überhören. Nach knapper Pause nochmals. Nun beschwichtigte ich mich nicht mehr, ich sprang aus dem Bett und hastete zur Tür. Es war Sibylle. Sie trug eine Tasche in der linken Hand und ein Bündel unter dem rechten Arm.

»Darf ich?«

»Natürlich darfst du«, sagte ich. »Komm rein!«

»Es ist nämlich so, ich kann nicht einschlafen, da dachte ich ...«

Ich ließ sie ins Wohnzimmer. Sie legte ihre Lasten ab und setzte sich auf die Couch. Sie schien erleichtert. Ich war es.

»Eigentlich wollte ich noch einmal nach dir sehen. Doch ich wußte nicht, ob es dir recht wäre«, stotterte ich.

Sie nickte, das war weder ja noch nein.

»Du kannst im Gästezimmer schlafen. Du kennst es doch noch von damals, als du mit deiner Mutter hier gewohnt hast. Morgen sehen wir weiter.«

»Schlafen kann ich nicht«, sagte sie trotzig.

Da hatte ich es. Wieder dieselbe Art, die ich von früher in schlimmer Erinnerung hatte. Natürlich würde sie schlafen, nicht auf der Stelle, aber doch in zwei oder drei Stunden. Ich aber, ich war müde, und ich hatte schon geschlafen. Aber ich hielt mich zurück. Vielleicht geschah es nur, um zu zeigen, daß wenigstens ich inzwischen reifer geworden war. So redete ich sanft mit ihr.

»Wir werden noch etwas aufbleiben. Falls du essen oder trinken möchtest, dann sag es bitte.«

»Ein Bier«, sagte sie. »Das schläfert ein.«

Ich holte zwei Flaschen Bier aus dem Kühlschrank und etwas zum Knabbern. Das Bier war sehr kalt, und wir tranken es mit kleinen Schlucken. Als sie wieder zu sprechen begann, war sie gefaßter. »Ich werde damit nicht fertig. Das fügt sich nicht zusammen.«

»Weshalb war dein Vater so früh unterwegs?«

»Er hatte Bereitschaft. Wahrscheinlich war da ein Anruf gekommen. Vorher. Ich werde das herausfinden. Aber daß er so gerast ist? Daß er nicht angeschnallt war? Ich verstehe das alles nicht.«

»Ist es nicht möglich, daß er es eilig hatte, weil er zu mehreren Patienten mußte?«

»Möglich ist alles.«

Die Kirchturmuhr schlug elf. Meine Müdigkeit war mit doppelter Kraft zurückgekehrt, und ich hätte etwas darum gegeben, schnell den abgebrochenen Schlaf fortzusetzen. Aber ich konnte Sibylle auch nicht allein lassen. So saß ich schweigend, vor mich hinstarrend, unbeweglich. Mit ihr war es nicht anders. Endlich gähnte sie laut und ohne Hemmung. Das schien auch sie an die vorgerückte Stunde zu erinnern.

»Ich glaube, nun werde ich schlafen«, sagte sie. »Hast du einen Wecker für mich?«

Ich überlegte, doch sie kam mir zuvor.

»Ist nicht nötig. Du kommst einfach und klopfst bei mir. Ja? So um acht Uhr, sagen wir.«

Ich versprach es, und sie verschwand im Badezimmer.

Viele Jahre waren verstrichen, seitdem die Haferländers, Mutter und Tochter, schon einmal hier gewohnt hatten. Niemals hätte ich erwartet, die Tochter nach so langer Zeit erneut aufzunehmen. Selbst die flüchtige Wiederbegegnung mit Sibylle am Tag ihrer Ankunft hätte mich nicht auf einen solchen Gedanken gebracht.

Ohne den plötzlichen Tod des Doktors wäre es ganz bestimmt nicht dazu gekommen, daß sie diese Nacht hier verbrachte. Ich war ehrlich genug, mir einzugestehen, daß aus Sibylle eine attraktive junge Frau geworden war, die äußerlich in nichts mehr der unausstehlichen Göre von damals glich. Sie hatte inzwischen an die Tür der einst abgelehnten Gesellschaft der Großen, der Erwachsenen, angeklopft, ihr war geöffnet worden, und sie hatte sich dort eingerichtet. Längst lebte sie selbst nach den Regeln dieses früher verachteten Ordens, die Einwände und Bedenken hatte sie hinter sich gelassen. Mir erging es wie so oft. Als ich im Bett lag, war von Müdigkeit keine Spur mehr, ich war hellwach und wälzte mich lange hin und her, weil mir vieles durch den Kopf raste.

Gegen acht Uhr pochte ich, wie verlangt, an ihrer Tür. Nichts regte sich. Ich klopfte lauter. Sie antwortete nicht. Schließlich öffnete ich die Tür, weil ich schon fürchtete, sie könnte krank, hilflos oder ohnmächtig geworden sein. Nichts dergleichen traf zu, sie schlief fest. Ich rief sie an, sie blinzelte verschlafen, nickte sichtlich abwesend mit dem Kopf und gähnte.

»Ist gut.«

Als sie um neun Uhr noch immer nicht aufgetaucht war, frühstückte ich allein und ging danach an die Fortführung meiner Arbeit. Das Wetter hatte sich verschlechtert, der Himmel war grau, und kein Sonnenstrahl drang bis in den Garten.

Gegen zehn Uhr, ich hatte schon drei Seiten geschrieben, hörte ich sie ins Bad gehen. Ich unterbrach mein Tun nicht, schließlich war ich nicht ihr Butler. Einige Zeit später klappten Türen, sie ließ sich aber nicht blicken, sondern schien in der Küche ihren Kaffee zu trinken. Als sie zum Vorschein kam, war sie gar nicht mehr mißmutig, sondern aufgekratzt. Sie küßte mich flüchtig auf die Wange und sagte: »Na, ich geh' denn.«

Ich brummte eine Bestätigung und schrieb weiter. Kurz danach schaute ich ihr durch das Verandafenster nach. Sie trug einen schwarzen Rock, dazu eine weiße Bluse, ich hätte nicht mehr sa-

gen können, was sie am Abend vorher anhatte, sie ging nicht zielstrebig, sondern wie ein Kurpatient mit verhaltenem Schritt.

Bis zum Abend ließ sie sich, obwohl ich bis gegen zweiundzwanzig Uhr aufblieb, nicht blicken. Und als sie auch am nächsten Vormittag nicht erschien, beschloß ich, zu ihr zu gehen. Ich war dabei, mir erneut Vorwürfe zu machen, weil ich sie am vergangenen Morgen nicht aufmerksamer behandelt hatte. Schließlich, so sagte ich mir, sei sie doch in einer Situation, die auch jeder andere, stünde er allein, nur sehr schwer bewältigte. Was da alles auf sie zurollte: die Formalitäten, die Behördengänge, Telegramme, Bestattungsinstitut, Friedhof, Pfarrer und womöglich dazwischen noch alle möglichen Kondolenzbesuche. Wie sollte sie das schaffen?

Zum ersten Mal nach vielen Jahren betrat ich wieder das Grundstück des Doktor Valentin Haferländer. Der weite, parkähnliche Vorgarten war makellos mit seinem geharkten Mittelweg, den Sträuchern und Bäumchen, unter denen ich bei näherem Hinsehen einige Exemplare erkannte, die Schildchen trugen wie Pflanzen auf einem Naturlehrpfad. So las ich an einem kleinen Baum, der wie ein erstarrter Blitz aussah: Gleditschie – gleditsia triacanthos, an einem anderen staksigen Gewächs stand: Aralie – aralia elata. Alles sah sehr geordnet aus, nichts wuchs, grünte und blühte gegen den Plan. Das Ganze erfreute nicht auf zwanglose Weise, sondern war gezähmte Natur, geometrisch geordnet wie ein Fußballfeld oder ein Tennisplatz. Jedes Ding stand unverrückbar an seinem Ort.

Das Haus war alt, aber nicht von der Art, die man an allen Ekken und Enden bröckeln und verfallen sieht. Es war wie ein Granit, ein Bau für Jahrhunderte. Ich drückte den Klingelknopf, der, messingumhüllt, genau auf gleicher Höhe mit dem Namensschild aus dem gleichen Material angebracht war. Ich wartete lange, wagte aber nicht, sogleich noch einmal zu läuten, wie es ungeduldige Geister zu tun pflegen. Endlich regte sich etwas.

Sibylle zeigte sich nicht überrascht, sie schien mich erwartet zu

haben. »Wie gut, daß du gekommen bist«, sagte sie. »Du hast doch einen Wagen? Ich schaffe das so nicht mehr. Du machst dir gar kein Bild davon, wie aufwendig alles ist.«

Sie stöhnte tief und verzweifelt, daß es zum Erbarmen war, dazu wischte sie mit einem winzigen Papiertaschentuch im Gesicht und am Hals herum.

»Meinen TRABANT? Wenn dir der genügt, so kannst du ihn gern haben.« Ein wenig wunderte ich mich über mich selbst, so großzügig war ich sonst nicht mit dem Verleihen des Autos.

»Das ist lieb von dir. Machst du ihn mir fertig? Ist er aufgetankt? Ich komme sofort ...«

Damit war sie im Innern des Hauses verschwunden, und ich stand in der geöffneten Tür. Doch ich entschuldigte ihr Verhalten, sie mußte in Eile sein, und begab mich sofort nach Hause, um ihr den Wagen aus der Garage zu fahren. Ich hatte ihn kaum auf der Straße, da stand sie schon neben mir und übernahm die Papiere und die Wagenschlüssel.

Gegen zwanzig Uhr war sie zurück. Ein Hauch von Zufriedenheit lag auf ihrem Gesicht, das ich in letzter Zeit nur bekümmert gesehen hatte.

»Ich habe alles erledigt. Übermorgen ist die Beerdigung«, sagte sie und hastete davon.

Natürlich versäumte ich die Beerdigung nicht. An die fünfzig Trauergäste folgten dem Sarg, unter ihnen auch Doktor Ka, die geschiedene Frau des Gestorbenen, Sibylles Mutter. Sie machte sich jedoch rar, stieg sogleich nach dem Verlassen des Friedhofs wieder in ihren LADA und fuhr davon. Es sah so aus, als wollte sie auf keinen Fall in die mißliche Lage geraten, die Honneurs machen zu müssen. Das überließ sie Sibylle.

Und Sibylle hatte alles arrangiert. In einem Raum des Kulturhauses gab es zunächst Kaffee und Kuchen für alle, die nicht in solcher Eile waren, das waren vor allem die Rentner, dann die Schwestern und anderen Mitarbeiter des Landambulatoriums. Wie

üblich, wurde manches Gute über den Verstorbenen berichtet. Anekdoten waren nicht zu vermelden, weil dies kein Mensch gewesen war, um den sich Anekdoten hätten ranken können.

Der Anlaß der Tafelei schien bald vergessen, hier und dort flüsterten sich einige hinter vorgehaltener Hand etwas zu, was den anderen verborgen blieb, bis ein kanonenschlagähnliches Gelächter zur Decke stieg.

Ich hatte auf Sibylle nicht geachtet, suchte sie nun aber im Treiben, weil ich nicht ohne Abschied von ihr verschwinden wollte. Ich war eingeklemmt zwischen zwei Frauen, die sich vor meiner Nase oder hinter meinem Rücken die Abrechnungen der Kinderkrippe, die Urlaubsüberschreitungen einiger Kolleginnen und den Alkoholverbrauch der Ärzte mitteilten. Und obwohl ich nicht zu denen gehöre, die ihre Ohren in Gespräche stecken, die sie nichts angehen, wurde ich nun, ob ich wollte oder nicht, Ohrenzeuge eines Gesprächs, das mich sehr wohl etwas anging. Die Frau zu meiner Linken sprach recht leise, und das allgemeine Gemurmel, das im Saal herrschte, trug mit dazu bei, daß ich nur Bruchstücke verstand.

»... Unfall in ... weißt doch ... arme Lisa ... haben sie ... Schwein ... immer im Krankenhaus ... Zeitung stand ... hellgrünen Wagen suchen ... frage ich dich ... in der Gegend ... hellgrünen Wagen ... Doktor Haferländer ... jetzt nur noch Schrott ... niemand etwas finden ...«

Ich erschrak, denn der Einfall wäre mir nicht gekommen, den Doktor in eine Verbindung mit dem Unfall und der Fahrerflucht zu bringen. Eins aber stand fest: Er hatte einen hellgrünen TOURIST gefahren. Und es traf zweifellos auch zu, daß nach dem Unfall des Doktors an diesem Wagen keine Spuren aus früheren Ereignissen mehr auffindbar gewesen wären. Falls es solche Spuren gab.

Lag hier die Erklärung für das seltsame und unerklärliche Ende des Doktors? Ich wagte nicht, diesen Gedanken zu Ende zu spinnen. Was sich da auftat, war unsagbar schrecklich, war unvorstellbar. Dieser äußerst korrekte Mann, der in seiner kühlen Vorbild-

lichkeit für die meisten Menschen unerreichbar blieb, in der Rolle eines Verkehrsrowdys? Und wenn es doch so gewesen sein sollte? Vielleicht war es unter Alkohol geschehen? Oder im Streß? Mußte sich ihm dann ein selbstgewählter Tod nicht als allerletzter Ausweg geradezu aufgedrängt haben?

Plötzlich stand Sibylle hinter mir. Aus Dankbarkeit hätte ich sie am liebsten umarmt, doch ließen mir die Redseligen, zwischen denen ich saß, keine Bewegungsfreiheit. Mit Mühe konnte ich mit meinen Händen Tasse und Teller erreichen. Doch Sibylle griff ein und half mir heraus, indem sie kräftig an der Lehne meines Stuhls zog. So gelangte ich in die Freiheit. Die Frauen schlossen die Lücke sogleich, indem sie näher aneinander rückten.

»Ich dachte, du willst vielleicht nach Hause«, sagte Sibylle.

»Wie recht du hast. Aber ich habe etwas Wichtiges erfahren, das ich dir unbedingt mitteilen muß.«

»Laß es uns auf morgen verschieben! Du siehst, ich kann mich hier nicht absondern. Und da ist noch etwas. Ich wollte dich bitten, mir morgen vormittag zwei Stunden Zeit zu spendieren. Eigentlich habe ich dich deshalb hier befreit.«

Sie lächelte ebenso gewinnend wie vor Wochen, als wir uns in der S-Bahn begegneten. Welch eine Macht ist Frauen gegeben, die so zu lächeln vermögen. Eine Handvoll Einwände können sie auf diese Weise mühelos beseitigen. So machte ich nicht einmal den Versuch, mich der neuen Beanspruchung zu entziehen.

»Versprochen«, sagte ich und verabschiedete mich.

Gegen zehn Uhr am nächsten Vormittag kam sie, sie trug Jeans und einen dünnen schwarzen Pullover. Sie wirkte blaß und übermüdet, doch etwas war die Kleidung daran schuld. Wir blieben in der Veranda, in der noch etwas Sonnenwärme gespeichert war. Dieser Tag zeigte uns wieder den üblichen grauen Himmel und war, nach der lakonischen Auskunft der Meteorologen, für die Jahreszeit zu kalt.

»Ich bleibe erst einmal hier«, sagte Sibylle. »Doktor Ka – du hast

doch gesehen, wie knapp sie ihren Auftritt bemessen hat – ist das egal. Ich spreche morgen mal mit dem leitenden Arzt, vielleicht kann ich ein wenig über den Berg helfen, wenn ich die Praxis wie eine Art Schwesternstation führe, mit dem Landambulatorium zusammen, versteht sich. Kann auch sein, daß sie schnell einen Nachfolger für Doktor Vau finden. Dann ziehe ich eben wieder ab.«

»Ist klar«, sagte ich. »Aber du bist nicht hergekommen, um mir das mitzuteilen.«

Sie lächelte wieder, und diesmal belebte es ihr müdes Gesicht. »Natürlich nicht. Doch zunächst bist du dran. Du sagtest gestern, daß du etwas Wichtiges erfahren hast.«

Annähernd wörtlich teilte ich ihr das mit, was ich von dem Gespräch meiner beiden Nachbarinnen am vorigen Abend mitgehört hatte. Dann fragte ich sie, ob ihr davon auch schon etwas zu Ohren gekommen sei.

»Nein«, sagte sie. »Aber das ist ja ungeheuerlich. Doktor Vau, der Arzt, der stets Korrekte, er soll einen Menschen angefahren haben? In der Nacht? Und er soll sich um den Verletzten nicht gekümmert haben? Er soll statt dessen einfach weitergefahren sein? Undenkbar!«

Noch nie hatte ich sie so streng gesehen. Die Empörung stand ihr auf dem Gesicht geschrieben. Ich spürte, wie ich Schuldgefühle bekam. Mußte sie nicht denken, daß ich damit nicht nur etwas beiläufig berichten, sondern zugleich andeuten wollte, wie ich selber solche Erklärung für möglich hielt? Als mir das klarwurde, stotterte ich eine Entschuldigung. »Denk nur nicht, daß ich so etwas glaube. Im Gegenteil, ich hätte dir nichts davon erzählt, wäre ich nur im geringsten der gleichen Meinung ...«

»Ist schon gut«, sagte sie. »So etwas habe ich von dir nicht angenommen. – Nein, das hätte er niemals getan. Das paßt ebensowenig zu ihm wie ein Selbstmord. Er kam aus einer Familie von Ärzten und Juristen. Von klein auf hatte er gelernt, sich zu be-

herrschen, sich wie ein zivilisierter Mensch zu benehmen, Einsicht in das Notwendige zu zeigen. Er ist stets einen geraden Weg gegangen. Das war für andere nicht immer und nicht unbedingt angenehm. Seine Strenge machte einem zu schaffen, niemals aber irgendeine Form von Leichtsinn, Verantwortungslosigkeit oder Übermut. So etwas war bei ihm nicht zu finden. Was ihm fehlte, war ein wenig Humor, etwas Leichtigkeit und Sinn für Vergnügung. Zur Unterhaltung und Abwechslung genügte ihm ein Klavierkonzert von Chopin, eine Fuge von Bach, eine Sinfonie von Beethoven – vom Plattenspieler, versteht sich. Er war niemals laut, geriet nicht aus dem Häuschen, wie man so sagt, er hatte sich stets in der Gewalt. So habe ich ihn auch niemals müde, verzagt oder verzweifelt gesehen. Er machte den Eindruck, daß er sich fest im Griff hatte. Und deshalb bekam er auch jede Situation, sie mochte schlimm oder komisch sein, in den Griff.«

Ihre lange Rede hatte mich beruhigt. So waren meine Befürchtungen also grundlos, ich war bei ihr nicht ins Zwielicht geraten. Das machte mich couragiert genug, um nun doch auf Zusammenhänge hinzuweisen, die sich sehr deutlich zeigten.

»Fakt ist aber, daß sich die beiden Ereignisse – die Verletzung der jungen Frau mit anschließender Fahrerflucht und der Unfall deines Vaters, der ein Selbstmord gewesen sein könnte – auf eine frappierende Art ergänzen.«

Sie brauste nicht auf, sondern nickte nur etwas abwesend. Ihr Kopf war voll von Gedanken, die sie gar nicht denken durfte und wollte. Wo war ein Ausweg für diese Gedanken, auf dem sie geordnet entgleiten konnten ins Nimmerwiedersehen? Warum stellte sich bei allem Nachdenken keine eindeutige und einfache Lösung ein, keine klare Antwort auf die bedrückenden Fragen? Um noch mehr Distanz zu dem empörenden Verdacht der Frauen zu schaffen, kam ich auf den Unfall des Doktors zurück.

»Und der Wagen deines Vaters? Vielleicht war etwas an ihm de-

fekt? Es ist wohl auszuschließen, daß etwas daran manipuliert war, oder nicht?«

»Unsinn! Der TOURIST war in Ordnung, das haben die Untersuchungen der Verkehrspolizei ergeben. Außerdem: Doktor Vau hätte sich nie in einen Wagen gesetzt, der nicht absolut verkehrssicher war. Nein, nichts von alledem kann man meinem Vater anhängen.«

Zum ersten Mal hatte sie nicht Doktor Vau gesagt, sondern »mein Vater«. Wahrscheinlich ging ihr die Sache näher, als ich zunächst dachte. Trotzdem war mir noch nicht klar, was sie vorhatte. Sie wartete meine Frage nicht ab, sondern kam mir zuvor.

»Ich muß herauskriegen, wie es zu dem Unfall gekommen ist. Ich werde keine Ruhe geben, solange ich noch hier bin. Hilfst du mir?«

Das hätte ich mir denken können. Sie wollte also Detektiv spielen und brauchte mich als Doktor Watson. Das sagte mir gar nicht zu, und ich versuchte, sie zu bremsen.

»Wenn du irgendeinen Verdacht hast, dann geh zur Polizei. Ich weiß nicht, ob das gut ist, was du dir da vorgenommen hast.«

»Was soll ich bei der Polizei? Sie hat die Sache ja in der Hand gehabt, vor allem natürlich die Verkehrspolizei. Und irgendeinen Verdacht – wie du so schön sagst – hat es überhaupt nicht gegeben. Es war kein Fall, sondern ein Unfall. Der Arzt Doktor Haferländer ist am Morgen im Rahmen seines Bereitschaftsdienstes zu einem Patienten unterwegs gewesen, er war – bedauerlicherweise – übermüdet, hat vergessen, sich anzuschnallen, ist am Lenkrad eingeschlafen, aus der Spur gekommen und mit einem Brückenpfeiler kollidiert. Alkohol war nicht im Spiel, also war es ein normaler Verkehrsunfall, es traf ihn bei der Ausübung seines Dienstes als Arzt. Punktum.«

»Und warum läßt du es nicht dabei?«

»Weil es so nicht war.«

So energisch hatte ich Sibylle noch nicht erlebt, und ich hätte ihr

soviel Zielstrebigkeit auch nicht zugetraut. Obwohl ich ihr Vorhaben weiterhin für eine fixe Idee hielt, imponierte mir ihre Tatkraft.

»Und nun habe ich auch eine Überraschung zu bieten«, sagte sie.

»Noch eine Überraschung? Spann mich nicht auf die Folter!«

»Die Sache hat mich in meinen Vermutungen bestärkt, daß da etwas nicht stimmt. Es war gestern abend nach der Feier im Kulturhaus. Ich bin als letzte gegangen, und es war schon reichlich spät, so gegen zweiundzwanzig Uhr. Da ich nicht sogleich schlafen konnte, habe ich mich ein wenig auf die Couch gelegt. Da klingelte es. Ich schimpfte leise, denn der Tag war lang und anstrengend genug gewesen, wer mochte jetzt noch etwas von mir wollen? Ich ging öffnen. Vor der Tür stand ein eigenartiger junger Mann. Er war häßlich und klein wie ein Kobold, hatte eine helle Stimme und verhaspelte sich ständig, weil er außerordentlich schnell sprach.«

Ich war erstaunt. »Damit kommst du jetzt erst heraus? Was wollte denn der Zwerg?«

»Er verlangte von mir, ich sollte Doktor Haferländer holen, und er sagte das so resolut mit seiner kreischenden Stimme, daß ich mir wie ein dümmliches Stubenmädchen vorkam.«

»Na und? Du hast ihm doch wohl gesagt daß er dein Vater ist – war?«

»Hab' ich. Auch, daß er tot ist, daß wir ihn gerade beerdigt haben. Er schien das überhaupt nicht zu kapieren.«

»Ein Patient war es nicht?«

»Das hätte er mir doch gesagt.«

»Und wie bist du ihn losgeworden?«

»Er murmelte vor sich hin: ›Der Doktor tot? Das soll ich glauben?‹ Plötzlich drehte er sich um, polterte die Stufen hinunter und lief über den Weg zum Gartentor. Gleich darauf hörte ich, wie ein Auto gestartet wurde, ich ging noch zur Straße, aber da war schon alles still.«

»Eigenartig«, sagte ich. »Du hast diesen Menschen wirklich noch nie gesehen?«

»Nein, bestimmt nicht. Diese Visage vergäßest auch du nie. Es war, als trüge er eine Karnevalsmaske mit unmäßig dicker Nase, wulstigen Lippen und hängenden Backen. Aber es war keine Maske, es war sein Gesicht, und diese Häßlichkeit war beängstigend ...«

»Ein junger Mann, sagst du?«

Sie nickte. Wir schwiegen eine Zeitlang, jeder hing seinen Gedanken nach und versuchte, ein wenig Ordnung in diese Ereignisse zu bringen.

»Da muß es also eine Verbindung von dem jungen Mann zu deinem Vater geben, von der wir nichts wissen.«

Sibylle zuckte mit den Schultern.

»Wie gesagt, es war ein anstrengender Tag, ich fühlte mich abgespannt und schläfrig, zugleich aber auch hellwach. Ich habe es nicht geträumt, obwohl es schon fast die Stunde der Gespenster war. Wenn du so etwas denkst.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich denke zwar, aber noch immer ohne Resultat. Wie alt war dieser Knabe?«

Man sah ihr an, daß sie angestrengt überlegte. »Sein Gesicht war uralt. Aber eben nur das Gesicht. Sonst wirkte er recht munter, etwas verschlagen, angriffslustig; aber das konnte von seiner Unsicherheit herkommen, die wir doch auch bei ihm voraussetzen können – wie bei jedem anderen.«

»Zwanzig Jahre?«

»Mag sein. Ich weiß es nicht. Er war zwischen Fünfzehn und Sechzig, darauf kannst du mich festnageln.«

»Hätte sich ein Vierzigjähriger so benommen?«

»Ich weiß nicht, wie sich Kobolde benehmen. Er war ein Kobold.«

Ich sah ein, daß aus ihr nichts herauszubringen war, was den jungen Mann betraf. So mußte ich woanders ansetzen.

»Du sagtest, du hast ein Auto gehört?«

Sie nickte lebhaft.

»Es stand am Bordstein der anderen Straßenseite. Und den Kobold sah ich genau in diese Richtung gehen. Dann hörte ich eine Wagentür klappen, der Anlasser surrte, der Motor sprang an, die Scheinwerfer wurden eingeschaltet, und der Wagen fuhr davon. Ich habe nicht gesehen, daß der junge Mann eingestiegen ist. Doch es war dann keine lebende Seele mehr weit und breit zu bemerken.«

»Damit steht eins fest«, sagte ich. »Dein Besucher war nicht aus dem Ort. Er wäre kaum mit einem Auto gekommen und fortgefahren, wohnte er hier. Außerdem hätte er von der Beerdigung deines Vaters bestimmt etwas gewußt. Auch kann ich mich nicht erinnern, je einen solchen Menschen hier gesehen zu haben. Er war also fremd. Was mochte er von deinem Vater gewollt haben?«

»Ich hätte es herausbekommen müssen. Aber ich war zu überrascht und auch zu müde. Ich habe mich ins Bockshorn jagen lassen, habe mich benommen wie eine dumme Gans.«

»Laß gut sein«, tröstete ich sie. »Bleiben wir dran. Du bist etwa sechs Wochen hier. Als Patienten hast du diesen Menschen nie gesehen. Er wäre dir sogleich aufgefallen, und du hättest dich wieder an ihn erinnert. Gestern. So war er entweder überhaupt noch nicht hier, das heißt, daß dein Vater ihn an einem anderen Ort getroffen hat. Oder er war zu einer Zeit hier, zu der er dir nicht begegnet ist oder nicht begegnen konnte. Nachts. Erinnerst du dich an irgendwelche nächtlichen Geräusche, die du irgendwann einmal gehört hast?«

Sibylle schüttelte den Kopf. »Mir fällt nichts ein. Erwarte da auch nichts von mir. Wenn ich schlafe, dann schlafe ich.«

»Bist du mal längere Zeit fortgewesen?«

»Halbe Tage schon. Aber nicht mehrere Tage hintereinander, wenn du das meinst.«

»Ein halber Tag hätte bereits genügt.«

»Theoretisch kommen wir nicht weiter«, sagte sie.

Ich wagte nun nicht mehr, ihr meine Hilfe abzuschlagen. »Also gut, was sollen wir tun?«

Sie schien von meinem Einverständnis nicht überrascht. »Zuerst müssen wir herausfinden, wer Doktor Vau an jenem Morgen angerufen hat. Das heißt, die Namen habe ich schon dank seines Terminkalenders, der im Schreibtisch lag. Ein Kurt Schuller und eine Frau Sigrid Binder. Die Anrufe erfolgten kurz hintereinander, um vier Uhr fünfunddreißig der erste und um vier Uhr sechsundfünfzig der zweite. Doktor Vau wird sich fertiggemacht haben und etwa gegen fünf Uhr fünfzehn aufgebrochen sein.«

»Hast du ihn nicht gehört?«

»Ich habe fest geschlafen. Außerdem hülfe uns das auch nicht. Ich denke, wir müssen zuerst die beiden aufsuchen: Kurt Schuller und Sigrid Binder.«

»Wonach willst du sie fragen? Wie willst du überhaupt erklären, daß du da auftauchst und sie verhörst?«

»Ganz einfach! Schließlich war ich die Sprechstundenhilfe meines Vaters, da liegt es doch im Sinne der Patienten, daß ich mich um sie kümmere. Vielleicht gibt es etwas an den Vertreter zu übermitteln, vielleicht hat Doktor Vau ihnen etwas versprochen, von dem nun niemand etwas ahnt.«

»Und ich? Wie willst du mich erklären?«

»Du bist mein Kraftfahrer.«

So simpel, wie Sibylle sich die Sache vorstellte, erschien sie mir noch immer nicht. Ich lasse mich nicht gern auf Dinge ein, die etwas außerhalb der Legalität liegen. Doch solche Skrupel kommen wahrscheinlich mit zunehmendem Alter, Sibylle hatte sie jedenfalls nicht. Schließlich beruhigte ich mich selber, was konnte schon geschehen? Es ging mir auch nicht in erster Linie um die paar Stunden, die ich bei den Besuchen opfern müßte. So stimmte ich ihr zu, was sie sichtlich beglückte.

»Du kannst gegen zwölf Uhr bei mir sein. Ich mache uns etwas zu essen, wir trinken noch einen Kaffee und fahren dann los.«

Damit war ich wieder einmal vereinnahmt. Ich hatte mich überrumpeln lassen, und der Rest war nun meine Sache. Ich rief beim Verlag an, um einen Terminaufschub zu erbitten. Dringende Familienangelegenheit. Da ich aber nicht zu denen gehöre, die ständig mit durchsichtigen Entschuldigungen kommen, bezweifelte man die Ausrede nicht und bewilligte mir zwei Wochen. Das schien mir etwas zu großzügig, und ich war für einen Augenblick versucht, den Zeitraum um die Hälfte zu kürzen. Zum Glück fiel mir das Mädchen Sibylle rechtzeitig ein, es erstand gewissermaßen vor meinem inneren Auge mit seiner Unberechenbarkeit, mit seinem auswuchernden Ideenreichtum, und das lähmte meine Zunge so, daß ich mich nicht in den Strudel leichtfertig gegebener Versprechen stürzte. Ich bedankte mich artig, seufzte einmal tief und ging dann den Wagen fertigmachen.

Sibylles Essen war brillant, die Champignonsuppe zerging auf der Zunge, und das Steak war so gut gebraten, daß es dem Auge wie dem Gaumen gleichermaßen schmeichelte. Als Nachtisch gab es die ersten Pflaumen des Jahres, und dank einer guten Auslese durch Sibylle war ihre pralle bläuliche Haut durch keinen Madenbiß gelocht. Wir sprachen nicht über das, was wir vorhatten, sondern über Belanglosigkeiten, wobei mich die Art faszinierte, in der Sibylle mit halben Sätzen und Andeutungen eine das Essen und Verdauen nicht behindernde Konversation betrieb. Sie schien alle Aufmüpfigkeit und Sprunghaftigkeit abgelegt zu haben und benahm sich wie eine sehr normale, sichere junge Frau. Zum ersten Mal empfand ich Bewunderung für sie, mehr noch: Sympathie. In diesem Zustand kam mir weder die verlorene Arbeitszeit noch der ergaunerte Aufschub in den Sinn. Ich lebte einzig und allein in dieser Stunde.

Die Straße, in der Kurt Schuller wohnen sollte, war nicht leicht zu finden. Wir mußten mehrmals anhalten und Passanten befragen. Schließlich war die Straße nur ein Feldweg, an dessen Ende ein Beinahe-Hochhaus stand. Ein viereckiger Bau, der, ohne ästhetische Kategorien zu berücksichtigen, allein dazu da war, von den Bewohnern Wind und Wetter fernzuhalten. Es gab keine Umzäunung, keinen mit Bäumen, Sträuchern oder Blumen bepflanzten Vorgarten, nur eine Eingangstür und darüber Fensterreihen, die sich um das Haus so gleichförmig wie Reifen um ein Faß zogen.

Kurt Schuller wohnte im dritten Stockwerk unter dem Dach. Es dauerte längere Zeit, bis sich auf unser Klopfen etwas rührte. Der Mann mußte schwer von Gewicht sein, wir hörten, wie mühsam er ging und wie kurz und heftig er atmete. Er öffnete die Tür einen Spalt breit, so daß niemand von uns hineingelangt wäre, zumal sein massiger Körper hinter dem Türspalt stand. Sein Gesicht zeigte Mißtrauen, vielleicht war es auch der Ärger über die nachmittägliche Störung.

Sibylle entwickelte den Charme ihrer achtundzwanzig Jahre, um dennoch in die Wohnung zu gelangen. Doch als sich uns die Tür endlich öffnete, lag es wohl mehr daran, daß sich der Mann nicht mehr auf den Füßen halten konnte. Er wankte auf einen am Fenster stehenden Sessel zu und ließ sich hineinfallen, was bei seinen annähernd zwei Zentnern gewagt war. Der Sessel hielt stand, und nachdem der Mann ein befriedigtes Grunzen von sich gegeben hatte, zeigte er auf zwei hochlehnige Stühle, auf die wir uns setzen sollten. Wir taten es und rückten zugleich näher an den Mann heran.

Sibylle führte die an der Tür begonnene Unterhaltung auf eine Art fort, die mir nicht behagte, bei dem Alten aber anzukommen schien.

»Na, Opa, wie geht es uns denn heute?«

»Gar nicht gut.«

»Glaub' ich Ihnen aufs Wort, Opa. Ist auch keine Kinderkrank-

heit, diese Arthrosis. Kann einem schon zu schaffen machen. Haben wir denn noch genügend Tabletten? Und nehmen wir sie auch immer schön? Oder vergessen wir es manchmal?«

»Nein, nein. Da stehen sie. Auf dem Tisch. Dort.«

Er zeigte auf einen Haufen von Röhrchen, Fläschchen und Schachteln, die dicht beieinander standen wie Hühner bei Frost. Ich fühlte mich wie ein Zuschauer im Parkett und ärgerte mich zunehmend über das von Sibylle gebrauchte »Wir«, das ohne jeden Sinn war. Der Alte – er war bestimmt über achtzig – nahm daran keinen Anstoß, und das steigerte meine Wut, hätte er doch mit der Faust auf den Tisch geschlagen und sich diese dummdreiste Kindersprache verbeten. Er tat nichts dergleichen, und ich sah mich selbst in fünfzig Jahren in ähnlicher Situation. Haben wir denn schon unser Näschen geputzt heute?

Sibylle war von solchen Überlegungen frei, und der Alte hatte es bequem und genoß die Zuwendung einer jungen Frau. So hielt ich den Mund und überließ es Sibylle zu reden.

»Wann hat denn der Doktor das letzte Mal nach uns gesehen, Opa?«

»Der Doktor?«

Man sah, wie der Alte angestrengt nachdachte. Sibylle nickte so stark, als wollte sie damit den Denkvorgang des Mannes beschleunigen.

»Muß wohl im Winter gewesen sein.«

Sibylle erschrak. Diese Antwort hatte sie nicht erwartet. Doch in bewundernswert kurzer Zeit fing sie sich und lachte. »Aber Opa! Jetzt wollen Sie mich veräppeln. Der Doktor Haferländer! Erst vor ein paar Tagen war er doch hier. Und sicher hat er Ihnen eine Spritze gegeben. Es war früh am Morgen. Sie hatten bei ihm anrufen lassen. So war es doch?«

Kurt Schuller sah sie erstaunt an und schüttelte den Kopf.

»Wer hat denn den Doktor für Sie bestellt? Wer hat denn hier im Haus Telefon?«

Sibylle war ganz bei der Sache und zugleich ganz außer sich, weil sie von dem Alten nicht die erwartete Antwort bekam. Sie machte in einer Art Pantomime das Telefonieren nach. Der Mann sah dem ohne Beteiligung zu. Plötzlich ging ein Strahlen über sein Gesicht.

»Das Telefon? Die Frau Klammrath, was die Mutter Köhm ihre Tochter ist, die macht das immer für mich, wenn ich mal telefonieren muß. Kann ja immer mal was passieren.«

Sibylle faßte neue Hoffnung. »Sehen Sie, Opa, jetzt kommen wir weiter. Frau Klammrath also hat den Doktor angerufen, und dann war er bei Ihnen und hat gespritzt.«

Der alte Mann wehrte ab, und Sibylle begann ungeduldig zu werden. »Was denn nun, Opa? War der Doktor hier und hat Ihnen eine Spritze gegeben oder nicht?«

»Der Doktor hat versprochen zu kommen, war aber nicht da. War überhaupt kein Doktor mehr da, seitdem.«

In ihrer Ratlosigkeit erinnerte sich Sibylle an mich. »Verstehst du das?«

»Such dir doch diese Frau Klammrath und rede mit ihr. Die wird sich bestimmt eher erinnern.«

»Gute Idee«, sagte sie und stand auf, überprüfte kurz die Tablettenvorräte, fragte Herrn Schuller nach Wünschen und Beschwerden und versprach ihm einen baldigen Arztbesuch.

Frau Klammrath trafen wir auf der Treppe. Sie gehörte zu den derben, aber zuverlässigen Frauen, ohne die ein Drittel der Menschheit nie geboren wäre und weit mehr an ihrer eigenen Hilflosigkeit zugrunde gingen. Die Frau stützte sich auf ihren Schrubber und hörte Sibylle an. Und wider Erwarten bestätigte sie alles, was wir zuvor erfahren hatten. An jenem Tag gegen Morgen habe Herr Schuller bei ihr geklopft. Er könne vor Schmerzen weder liegen noch schlafen, habe er geklagt, sie möge doch nach dem Arzt telefonieren. Das habe sie sogleich getan. Der Doktor sei selber am Apparat gewesen und habe zugesagt, in etwa einer Stunde dazu-

sein. Sie habe sich angekleidet und die Haustür aufgeschlossen. Doch der Doktor sei nicht gekommen. Nach zwei Stunden habe sie nach Herrn Schuller gesehen, dessen Tür – wie abgemacht – offenstand. Sie habe ihn schlafend vorgefunden, was sie nicht überrascht hätte, da auch die schlafloseste Nacht gegen fünf Uhr zu enden pflege.

Wir bedankten uns bei der Frau und gingen etwas ratlos zum Wagen.

»Nun verstehe ich gar nichts mehr«, sagte Sibylle. »Der Unfall ist ohne Frage auf dem Rückweg von Herrn Schuller geschehen. Wenn Doktor Vau aber gar nicht bei Herrn Schuller war, woher kam er dann? Warum hat er den Anruf entgegengenommen – das hat er doch nach den Angaben von Frau Klammrath –, hat seinen Besuch zugesagt, ist auch unterwegs gewesen, aber nicht angekommen? Ich habe doch gleich gesagt: Die Sache stinkt. Da ist irgend etwas mysteriös.«

»Und die zweite Patientin, zu der dein Vater wollte?«

»Frau oder Fräulein Binder. Zu der müssen wir nun, und ich bin gespannt, ob Doktor Vau bei ihr gewesen ist.«

Plötzlich bettelte Sibylle: »Läßt du mich fahren? Ich möchte so gern.«

Ich hatte nichts dagegen, und so tauschten wir die Plätze. Sie kannte sich aus, fuhr bis zur Autobahn zurück, an der nächsten Abfahrt, die zu uns führte, vorbei und dann ein Stück von sechs bis acht Kilometern in nördlicher Richtung. Die junge Frau, die uns einließ, war die Mutter der Patientin. Es handelte sich also um ein Baby. Die Binders wohnten in einem hübschen Einfamilienhaus, bei dem sowohl der Garten wie der Hauseingang und die Diele vorbildlich sauber waren.

Wiederum hielt ich mich zurück und überließ es Sibylle, die Fragen zu stellen. Die Kardinalfrage: War Doktor Haferländer an jenem Morgen seines Unfalls hier gewesen?

»Natürlich war der Doktor hier«, sagte die junge Frau. »Etwa

eine halbe Stunde, nachdem wir telefoniert hatten.«

»Es ging um Ihre Tochter, Frau Binder?«

Sie schien einen Augenblick zu zögern. »Ja, um meine Tochter. Ich war in Sorge, weil sie Durchfall hatte und Fieber. Da habe ich darauf bestanden, daß der Doktor sie gründlich untersucht.«

»Und dann hat es sich gebessert – mit Ihrer Tochter?«

Frau Binder nickte. Sibylle benahm sich anders als bei dem alten Mann zuvor. Hier machte sie den Eindruck, als führe sie eine Ermittlung durch, von der sie selbst in keiner Weise betroffen war.

»Eine ganz andere Frage, Frau Binder. Welchen Eindruck hatten Sie von dem Doktor? War er heiter? Oder war er übermüdet, schlecht gelaunt, aggressiv?«

Die junge Frau überlegte nicht lange. »Mir ist nichts Besonderes aufgefallen. Es war immerhin sehr früh am Tage. Und wer wäre da schon heiter? Nein, heiter war er nicht, sondern so, wie er immer ist.«

»Und wie ist er immer?«

»Nun, verzeihen Sie, ein bißchen zugeknöpft, steif, abweisend. Aber ein guter Arzt war er immer. Vor allem zuverlässig. Man konnte ihn, wenn es sein mußte, mehrmals in der Nacht herausklingeln, es wäre von ihm keine Klage, kein Fluch, keine Beschwerde zu hören gewesen. Er stellte seine Fragen, und dann war er da.«

Sibylle schien von dem Lob für ihren Vater nicht überwältigt zu sein. Sie machte den Eindruck, als stünde sie zum Sprung bereit.

»Wie geht es nun Ihrer Tochter, Frau Binder? Kann ich sie einmal anschauen, wo ich doch gerade hier bin?«

»Meine Tochter?«

Frau Binder schien Sibylle nicht verstanden zu haben. Sie sah sich im Zimmer um, als sei die Tochter eine verlegte Brille, die sie nun suchen müßte.

»Ja, Ihre Tochter. Sie sagten, sie hätte Durchfall gehabt und Fieber. Und was hat der Doktor diagnostiziert?«

»Nichts von Bedeutung. Eine kleine Magenverstimmung. Wie das bei Kindern so ist. Das kommt, und das geht.«

»Ich möchte mir trotzdem Ihre Tochter ansehen.«

Sibylle war unerbittlich. So hatte ich sie noch nie erlebt. Sie schien sich in etwas verrannt zu haben. Von der jungen Frau wurde sie angestarrt, als sei sie ein Monster. Und tatsächlich benahm sie sich entsprechend. Sie legte los, als habe sie das Stichwort zu ihrem großen Auftritt erhalten.

»Was erzählen Sie uns da, Frau Binder! Ihre Tochter ist gar nicht hier. Sie hält sich seit Wochen bei Ihrer Mutter auf. Ja, da staunen Sie! Ich habe mich vorher vertraut gemacht mit Ihren Krankheitsgeschichten, auch mit denen Ihrer Tochter. Sie hat eine seltene Hautkrankheit und muß jede Woche zweimal zu einem Spezialisten. Deshalb ist Ihre Tochter bei Ihrer Mutter. Was also hat der Doktor hier gewollt? Waren Sie krank? Haben Sie ihn für sich gerufen? Warum haben Sie uns das Märchen von Ihrer Tochter erzählt?«

Frau Binder blieb ganz ruhig. Sie wich nicht von der Stelle, sondern sah Sibylle fest in die Augen.

»Es geht Sie nichts an. Und wenn Sie dreimal seine Tochter sind, es geht Sie nichts an. Verschwinden Sie.«

Sibylle drehte sich mir zu, zuckte die Schultern und ließ die Mundwinkel hängen. Das sollte Verachtung und Abscheu ausdrükken. Noch immer standen sich die beiden wie zwei Schweizer Kampfkühe gegenüber.

»Komm, Sibylle!« sagte ich. »Wir gehen.«

Aber noch war sie nicht soweit. Sie weigerte sich, sie wollte Blut fließen sehen. Und es überraschte mich nicht, als ich nun aus Frau Binders Augen die gleiche Spinnefeindschaft leuchten sah. Doch ich begriff den Anlaß nicht. Was machte es für einen Unterschied, ob der Doktor wegen der Mutter oder wegen der Tochter geholt

worden war? Ging es überhaupt um diese beiden? Oder ging es etwa um Doktor Haferländer allein? Ein Duell zwischen der Tochter und der Rivalin? Die beiden mochten gleichaltrig sein. Wie ein Augenzeuge stand ich dabei und war gewärtig, daß in Kürze Schlimmeres als Wortgefechte bevorstünde. So ermahnte ich Sibylle nochmals zum Aufbruch. Und wider Erwarten ging sie darauf ein.

Ihr Abgang war theaterreif. Sie würdigte Frau Binder keines Blickes mehr, wandte sich dagegen mir in einer bezaubernd-verführerischen Art zu, lächelte, griff nach meinem Arm und hängte sich an mich mit der Grandezza einer klassischen Kokotte. Da mir die Situation äußerst peinlich war, reichte ich wenigstens der jungen Frau unter Sibylles Arm hindurch meine Hand.

Kaum im Wagen angekommen, wetterte sie wieder los. »Hast du das gesehen? Er hat ihr unsere Kaminuhr geschenkt.«

Natürlich hatte ich das nicht bemerkt, konnte es auch gar nicht, weil mir diese Uhr völlig unbekannt war.

»Na und? War doch wohl seine Uhr. Oder?«

»Seine Uhr? Es war unsere, und jetzt wäre es meine. Dieses Flittchen! Wer weiß, womit sie dafür bezahlt hat.«

»Sibylle!« sagte ich und betonte den Namen so, daß daraus eine handfeste Zurechtweisung zu hören sein mußte.

»Laß mich in Ruhe«, zeterte sie. »Wir sind natürlich keinen Schritt weitergekommen. Scheiße!«

»Vielleicht doch. Rekapitulieren wir! Dein Vater wurde gegen fünf Uhr zu zwei Patienten gerufen ...«

»Ist schon gut. Ich will nach Hause. Sei nicht böse, aber ich habe die Nase voll.«

Nun saß ich wieder am Lenker. Ich fuhr langsam bis zur Autobahn und dann meine achtzig bis zu unserer Abfahrt. Sibylle, auf die ich nur gelegentlich einen Blick warf, hing etwas gekrümmt im Sicherheitsgurt, hatte die Augen geschlossen und die Fäuste geballt. Die Enttäuschung war ihr rundum anzumerken. Als ich vor

dem Haus des Doktor Haferländer hielt, stieg sie gemächlich aus und stand unentschlossen herum. »Ich könnte mich besaufen«, sagte sie.

Da ich mit diesem Satz wenig anzufangen wußte, schwieg ich. Nur schien mir der Aufwand, den ich mit meiner erschummelten Beurlaubung getrieben hatte, unsinnig hoch. Ich war einer Mädchenlaune auf den Leim gegangen. Das große Detektivspiel hatte sich nach zwei Runden totgelaufen. Das hatte ich davon.

Ein Vers von Eugène Pottier, den ich kurz zuvor übersetzt hatte, kam mir in den Sinn.

Utopisten, die wir sind,
als verrückt schätzt man uns ein,
woll'n nur Glück fürs Menschenkind,
doch, was mischen wir uns drein?
Besser ist's in trautem Kreise,
singen, saufen ohne Rast.
Laßt der Welt doch ihre Weise
und einem jeden, was ihm paßt.

Da sich nichts weiter ereignete, drehte ich den Anlasser. Beim Geräusch des laufenden Motors schreckte Sibylle auf. Sie beugte sich zu mir herab. »Entschuldige! Ich melde mich morgen wieder. Einverstanden?«

Was sollte ich darauf erwidern? Ich sagte »Tschüs« und fuhr davon.

Der nächste Tag brachte eine neue Überraschung. Nach all dem Mißglück am Vortag hatte ich mir einen richtigen Urlaubsmorgen mit Ausschlafen und anhaltendem Frühstück geleistet. Gegen elf Uhr klingelte es. Vor der Tür stand Sibylle diesmal mit einem sonderbaren Kerl. Ein Grizzlybär von hünenhaftem Wuchs und mit kräftiger Behaarung, der in ein lächerliches und aus den Nähten platzendes Hemd und in enge verwaschene Jeans gezwängt war.

»Das ist Roger«, sagte sie, mehr nicht, so, als sei Roger genügend Erklärung für den Gorilla. Ich vergaß zu reagieren, weil mir

die Spucke wegblieb und mich die Situation an ein Erlebnis in der Berliner U-Bahn erinnerte. Ein ebenso kräftiger Lümmel stand da in der Mitte eines Wagens und rauchte, obwohl das, wie alle Mienen zeigten, ein Sakrileg war. Doch in jedem Gesicht spiegelte sich der Konflikt zwischen dem Entsetzen über den rauchenden Muskelprotz, dem man es doch hätte geben müssen, und der Furcht vor den Folgen solcher Vermessenheit wider. So hatte die Furcht über die Ordnungsliebe gesiegt, ungestraft warf der Goliath uns seinen Kippen vor die Füße und entzündete sich sogleich einen neuen Glimmstengel.

»Hallo, Roger«, sagte ich, um endlich überhaupt etwas zu sagen. Ich kam mir dabei zwar ziemlich blöde vor, aber diese amerikanische Grußformel hatte den Vorteil, daß ich dem Typ weder einen »guten Morgen« wünschen noch ihm die Hand geben mußte. Der fand sich damit aber nicht ab, sondern fuhr eine seiner Pranken aus, um das übliche mitteleuropäische Zeremoniell einzuleiten. Da ich ihn – siehe oben – nicht reizen wollte, legte ich zögernd meine rechte Hand darauf, gefaßt, in Sekundenschnelle von ihr nichts mehr zu sehen. Doch es kam anders. Der Händedruck war sanft wie ein Frühlingswind, und ich erhielt meine Hand unbeschädigt zurück.

Sibylle schien von alledem nichts bemerkt zu haben. Sie sagte: »Komm, Roger!« und schritt munter voran in mein Wohnzimmer. Dort ließen sie sich auf den bequemsten Sesseln nieder. Ich saß auf einem einfachen, harten Stuhl und dachte über meine Pflichten nach. Sollte ich Kaffee anbieten? Oder einen Kognak? Wurde vielleicht sogar ein umfangreicheres Frühstück erwartet? Oder hatte ich nur dabeizusitzen?

»Nun beginnen wir zu analysieren«, sagte Sibylle. »Mein Vater wurde am frühen Morgen telefonisch zu zwei Patienten bestellt, wenn man seinen Aufzeichnungen folgt. Daß es stimmt, ist von den Anrufern bestätigt worden. Er machte sich fertig, stieg in den Wagen und fuhr los, nehmen wir an, zu Frau Binder. Dann hätte er

danach zu Herrn Schuller kommen müssen. Dort war er aber überhaupt nicht, obwohl er aus der Richtung kam, als er verunglückte.«

»Das bedeutet, dein Vater ist von Frau Binder aus auf der Autobahn Richtung Süden gefahren, an Herrn Schuller aber vorbei. Er muß entweder gewendet haben oder bei einem dritten gewesen sein, um denselben Weg wieder zurückzukommen.«

Ohne noch einen Gedanken an den Grizzly zu verschwenden, beteiligte ich mich an den theoretischen Überlegungen Sibylles.

»Er hat also auch unsere Abfahrt passiert, ohne die Autobahn zu verlassen. Wollte er noch einmal zu Frau Binder? Hat sein Unfall dies vereitelt?«

Der Bärtige saß dabei, rauchte eine Stummelpfeife und schaute mal zu mir, mal zu Sibylle.

»Vielleicht hat er Herrn Schuller vergessen«, wandte ich ein, rief damit aber sogleich den heftigen Protest Sibylles hervor. Doktor Vau sei so etwas nicht zuzutrauen. Er hätte nie etwas vergessen. Sie sah mich an, wie eine Lehrerin einen dümmlichen Schüler ansieht, der sie mit seinen Fragen in Verlegenheit gebracht hat.

»Ich bin kein Hellseher«, sagte ich verärgert. Sie quittierte die Bemerkung nicht, sondern wechselte das Thema.

»Roger ist der Sohn des Freundes von Doktor Ka. Wir sind, obwohl er ein paar Jahre jünger ist, gewissermaßen verwandt. Er studiert noch und wird einmal Staatsanwalt. Jetzt kommt er aus dem Urlaub, macht eine kleine Pause und fährt dann weiter nach Norden.«

Das war also die nachgereichte Erklärung für den Grizzly. Ich sah ihn an, als sei er soeben erst aufgetaucht. Sonderbarerweise machte er einen durchaus intelligenten Eindruck, obwohl er bisher noch nichts gesagt hatte. Mitunter drückt sich Intelligenz auch im Schweigen aus. Mir liegt es, bei einer Diskussion beim Thema zu bleiben, deshalb ging ich nicht auf die Abschweifung Sibylles ein, sondern kam auf das Problem zurück.

»Dann bleibt uns nichts weiter übrig, als die Untersuchungen der Unfallursache zu beenden.«

Sibylle richtete sich im Sessel auf. »Auf keinen Fall. Jetzt geht es erst richtig los.«

Sie wirkte empört. Das war keine verärgerte Lehrerin mehr, sondern eine Autorität, die prinzipiell nicht gereizt werden darf.

»Wirfst du immer so schnell die Flinte ins Korn? Da wundert es mich, daß du noch nicht verhungert bist.«

Nun übertrieb sie wieder. Hatte ich versprochen, irgendeine Flinte für irgend etwas einzusetzen, was mich im Grunde nichts anging? Es mißfiel mir auch, daß sie die Anwesenheit des Grizzly schamlos ausnützte, um ihre Vorherrschaft über mich zu demonstrieren. Ich war entschlossen, ihr einen Denkzettel zu verpassen, doch ich hatte zu lange überlegt. Ein Denkzettel wirkt nur, wenn er wie ein Blitz vom Himmel fährt, schlagartig, unvorbereitet. Ich sah ein, daß ich es verpaßt hatte. So verschob ich den Gegenschlag, nahm mir jedoch vor, künftig besser auf der Hut zu sein.

Sibylle schlug kein Kapital aus ihrem Triumph, sondern zeigte sich wieder als braves Mädchen. »Entschuldige«, sagte sie. »War nicht so gemeint. Ich weiß, ich sollte etwas sanfter mit dir umgehen. Aber sag doch selbst: Können wir jetzt einfach aufgeben? Du hast dir freigenommen, ich habe im Moment auch nichts weiter vor, und der Roger haut wieder ab, wenn nicht, dann wird er mit eingesetzt.«

Sie stand auf, trat neben mich und legte mir den Arm um den Hals. »Los! Sei kein Spielverderber!«

Weibliche Taktik. Die beherrschte sie also auch.

»Ist ja gut«, sagte ich, nun auch auf Entspannung aus, bemühte mich aber, dem Satz keinen Klang der Unterwerfung zu geben. »Was tun wir als nächstes?«

»Mich geht's eigentlich nichts an«, sagte Roger. »Da ich aber nun einmal dabei bin, darf ich auch mal etwas dazu sagen?«

Niemand hatte etwas dagegen.

»Ich verstehe euren Aufwand nicht. Warum glaubt Ihr so fanatisch, daß das kein Unfall war?«

Ich übernahm die Beantwortung. »Es ist keineswegs mit absoluter Gewißheit auszuschließen, daß es tatsächlich ein Unfall war. Doch wir haben unsere Zweifel. Ein Mann wie Doktor Haferländer wäre nie unangeschnallt gefahren, er hätte nie die Geschwindigkeitsbegrenzung überschritten. Er hätte eine Ermüdung bei sich klar registriert, das heißt, er wäre auf einen Parkplatz gefahren oder hätte die Autobahn verlassen, um ein wenig zu schlafen, Gymnastik zu treiben, aus der Thermosflasche Kaffee zu trinken oder so etwas. Auf keinen Fall hätte er seinen Zustand einfach ignoriert. Habe ich recht, Sibylle?«

Sie nickte, und Roger konnte die nächste Frage stellen. »Eine andere Möglichkeit wäre, daß der Wagen defekt war.«

Diesmal antwortete Sibylle. »Auch ausgeschlossen. Die Verkehrspolizei hat nichts dergleichen festgestellt. Das hat man mir ausdrücklich gesagt.«

»Aber das muß doch nur noch ein Haufen Schrott gewesen sein. Wie konnten sie so etwas mit Sicherheit feststellen?«

»Sie haben es festgestellt, und das genügt mir.«

»Nun gut, noch etwas. Ist zwar abwegig, dennoch überlege ich, ob Doktor Haferländer dann nicht dieses Ende selbst gewollt hat.«

»Du meinst Suicid? Haben wir auch schon geklärt«, sagte Sibylle. »Doktor Vau war ein korrekter, solider, pflichtbewußter und beherrschter Mann. Das sage ich nicht nur so hin, alle diese Eigenschaften waren bei ihm besonders stark ausgeprägt. Nein, Doktor Vau war kein Selbstmörder.«

Es war Roger anzusehen, wie erstaunt er war. »Das war ja ein wahrer Heiliger, euer Doktor Vau. Aber es steht nun einmal fest, daß dieser Unfall geschehen ist. Und wenn alle Gründe, die einem einfallen, nicht ziehen, dann müßt ihr besser suchen, nach etwas, was ihr bisher übersehen habt, was ihr verdrängt habt. Dann liegt

es an euch, wenn ihr nicht weiterkommt. Zu jedem Rätsel gibt es einen Schlüssel. Nichts geschieht, ohne daß Spuren zurückbleiben. Danach müßt ihr suchen.«

Roger strich sich den Bart, was ihm gut von der Hand ging und ihm zudem einen Anflug von Weisheit verlieh. Und als unser Berater gab er sich denn auch.

»Ich habe gehört, daß ihr von Doktor Haferländers dienstlichen Eintragungen an jenem Morgen ausgegangen seid. Gut so, doch dieser Mann war ja nicht nur Arzt, er war doch sicher auch ein Mensch mit einem Privatleben. Und so wie du, Sibylle, ihn geschildert hast, hätte er Dienstliches und Privates niemals miteinander vermischt. Habt ihr auch nach privaten Aufzeichnungen gesucht, nach einem persönlichen Terminkalender beispielsweise? Hätte er nicht – Patientin hin, Patientin her – jene Frau Binder als Privatmann und nicht als Arzt aufsuchen können?«

»Halt«, protestierte Sibylle. »Bleib bei den Fakten. Er war nicht privat unterwegs. Er hatte Bereitschaft. Und Frau Binder ebenso wie ihre Tochter sind Patienten.«

»Beruhige dich! Ich habe dich ja verstanden. Der ach so korrekte Herr Doktor hat immer alle Grenzen gewahrt. Nur, wenn ihr weiterkommen wollt, dann dürft ihr kein Brett vor dem Kopf haben.«

Ich überlegte, warum Sibylle den Besuch des Kobolds am Abend der Beerdigung von Doktor Vau verschwieg, ebenso aber auch die Verdächtigungen, über die ich die beiden Frauen hatte reden hören. Obwohl ich diese Zurückhaltung nicht erklären konnte, wollte ich nicht selber davon anfangen. Das war auch angebracht, denn mit einem Mal, fast beiläufig, trug sie beides nach.

Roger hörte ihr geduldig zu, wirkte dabei aber etwas abwesend wie einer, der von vornherein weiß, an welcher Stelle eines Vortrags Aufmerksamkeit vonnöten war. So war auch seine Reaktion nicht überraschend.

»Damit beweist du geradezu die Richtigkeit meiner Hypothese«,

sagte er. »Nehmen wir an, daß es eine Beziehung von diesem Kobold zu Doktor Vau gegeben hat, von der niemand etwas wissen konnte, auch du nicht. Nehmen wir weiter an, daß Doktor Vau auf irgendeine Weise – ich meine wirklich ›auf irgendeine Weise‹ – mit dem Verkehrsunfall in Groß-M. zu tun hatte, dann gäbe es dafür zwingend nur private Erklärungen. Ja, gerade diese beiden Ereignisse führen uns nachdrücklich zu der Überzeugung, daß Doktor Vau ein Privatleben hatte, so gut er es auch zu verbergen vermochte.«

Sibylle betrachtete Roger unmutig und skeptisch, so, als hätte er völlig Unsinniges behauptet, vielleicht, daß die Erde nach neuesten Erkenntnissen die Form einer Runkelrübe habe.

»Also gut. Was schlägst du vor?« wollte sie wissen.

Der Grizzly sah sie lange und sanftmütig an, als wollte er erproben, wie hartnäckig ihr Widerstand sei und was er ihr zumuten könnte. »Durchsucht seinen Schreibtisch und seine Schränke. Kontrolliert jede Tasche seiner Anzüge und Mäntel. Ich bin fest davon überzeugt, daß ihr etwas findet. Es muß einen Anhalt für dieses Ereignis geben, von dem ihr nichts ahnt.«

Ich stimmte Rogers Vorschlag zu, fand jedoch, daß wir zuvor eine Stärkung verdient hätten. So ging ich in die Küche, schnitt Brot, setzte Kaffeewasser auf, öffnete Ölsardinenbüchsen und säbelte Wurst und Schinken ab. Schließlich tat ich noch meinen Vorrat an Schrippen dazu und trug alles ins Wohnzimmer.

Die beiden brauchten keine Ermunterung, sie schmierten und belegten, sie kauten und schluckten, vor allem Roger, der Grizzly, entwickelte einen Bärenhunger. Als nur noch eine Schrippe und eine Scheibe Schinken in der Mitte des Tisches lagen, beendeten wir das Gelage und machten uns an die Entwicklung einer Strategie. Sibylle begann damit.

»Wir sind zu dritt«, stellte sie fest und fuhr – mit einem Seitenblick auf mich – fort: »Du hast Urlaub und stehst deshalb voll zur Verfügung. Und du hast den TRABANT. So sind wir auch mobil.

Roger hat zwar auch einen Wagen, aber da er bald weiterfährt, steht uns der nicht zur Verfügung.«

Wahrscheinlich war es ihr voller Magen, der ihr eingegeben hatte, solchen Blödsinn zu reden. Im allgemeinen hatte sie intelligentere Einfälle und drückte sich präziser aus. Auch Roger schien das bemerkt zu haben. Er überging ihre Sätze, als hätten sie einen Fauxpas enthalten.

»Ich denke, wir hören jetzt auf zu reden und gehen an die Arbeit. Wo werden wir suchen?«

Sibylle betrachtete Roger zwar wie einen Störenfried, faßte sich aber und begann zu organisieren. »Ich übernehme das Behandlungszimmer. Dort habt ihr sowieso nichts zu suchen. Ihr macht euch an die Wohnung, Schlafzimmer, Arbeitszimmer.«

So brachen wir sofort auf, zu Fuß, waren es doch nicht mehr als dreihundert Schritte, wer wollte da schon fahren?

Sibylle übernahm die Führung und schien darauf versessen, sie zu behalten. Ihr folgte Roger, der den Eindruck machte, als wollte er sie einholen und überholen, doch er erreichte nur gelegentlich, mit ihr auf gleicher Höhe zu sein. Ich legte es nicht darauf an, mich an diesem Rennen zu beteiligen, sondern engagierte mich so wenig wie möglich. Ich kämpfte immer noch gegen innere Widerstände, die sich gegen diese undurchsichtige Aktion richteten. Schließlich war das einer meiner Urlaubstage, und ich bedauerte außerordentlich, daß er vollends der Planung anderer unterlag. So liefen wir hintereinander her wie die Olsenbande, und ein wenig schien mir unsere Lage auch der des dänischen Kollektivs zu gleichen.

Wir bewegten uns am Rande der Legalität, aber auch am Rande des Absurden. Was uns beflügelte, war bestenfalls so etwas wie eine fixe Idee. Und selbst das traf eigentlich nur auf Sibylle allein zu; denn Roger und ich waren nicht die Leute, die sich Hals über Kopf in so zwiespältige Unternehmen stürzten. Dennoch machten wir mit, und schlagartig wurde mir bewußt, daß ich damit ein Mit-

macher, kein Macher, ein Mitspieler, kein Spieler, ein Mitläufer, kein Läufer, geworden war; so einfach ist das, und so schnell geht das.

Sibylle schien an der selbstgestellten Aufgabe zu wachsen. Ihr Gesicht zeigte Entschlußkraft, wenn auch wie eine Maske, die nur für ein paar Stunden eines Karnevalsumzugs ausgeliehen war. Dennoch kleidete sie diese Maske nicht schlecht, das Gesicht hatte Konturen und Festigkeit, ohne daß die weibliche Sanftheit gänzlich getilgt war.

Das schmiedeeiserne Gartentor stand wie immer offen, wer weiß, ob es jemals verschlossen war, vielleicht vor langer Zeit, als der Doktor dann und wann noch für zwei oder drei Wochen wegen einer Urlaubsreise abwesend war. Nachdem jedoch Doktor Ka, seine ehemalige Frau, ausgezogen war, hatte er auf Ferienaufenthalte verzichtet, war allenfalls einmal im halben Jahr zu Hause geblieben, mit abgestelltem Telefon, hatte geschlafen bis in die Puppen und war dann in den Garten entwichen, um den Rasen zu sprengen, Hecken zu schneiden oder Laub zu harken. Je nach der Jahreszeit.

Ein fremdes Haus ist wie ein neugekauftes Bilderbuch. Je tiefer man eindringt, desto mehr wächst das Verlangen, mehr, alles zu erfahren. Sibylle wies Roger das Schlafzimmer und mir das unmittelbar daneben befindliche Arbeitszimmer des Doktor Vau zu. Beide Räume lagen in der ersten Etage. Was sich hinter zwei weiteren Türen verbarg, blieb unbekannt.

Der Bücherschrank, ein Klotz aus Eiche, präsentierte eine große Zahl von Buchrücken, die meisten schienen auf seriöse Literatur hinzuweisen, auf Fachbücher der Medizin oder auf die üblichen Klassiker. Wurde nun von mir erwartet, daß ich jeden Band einzeln herausnehmen und Seite für Seite durchblättern sollte? Das wäre ein Job für Tage gewesen. Wie aber sollte ich beim dritten oder vierten Griff etwas Überraschendes zutage fördern? So etwa,

wie ich es immer bei den Kriminalisten in Film und Fernsehen bewundere.

Ein weiteres Hindernis kam hinzu. Bei meiner recht ungezügelten Beziehung zur Literatur – ich vergesse, wenn ich über einem Buch sitze, Zeit und Raum – war zu erwarten, daß ich mich schon beim Durchblättern des ersten Bandes festläse. So blieb ich zunächst in respektvoller Entfernung zum Bücherschrank stehen und betrachtete ihn, als enthielte er Reptilien, aus deren geringster Berührung mir beträchtlicher Schaden erwüchse.

Eine Ausweichmöglichkeit zum Handeln schien mir der Schreibtisch zu eröffnen. Er zeigte dieselbe Bauweise wie der Schrank, nachgedunkelte Eiche, im ganzen klobig, aber im Detail mit Schnitzwerk und Intarsien aufgelockert. Ich setzte mich auf den ebenso massiven Sessel hinter dem Koloß und zog vorsichtig an der Schublade. Sie war nicht verschlossen. Mit einem Blick erkannte ich den geringfügigen Inhalt: ein Stempelkissen und einige Stempel, einen kleinen Stapel gewöhnlicher Schulhefte, eine Schreibmappe, einige Kugelschreiber von der besseren Art, Filzstifte, Radiergummi und einen Schnellhefter.

Das alles sah nicht nach Geheimnissen aus. Enttäuscht schob ich den Kasten langsam wieder hinein. Obwohl ich nichts angerührt hatte, war ein seltsames Gefühl über mich gekommen, so, als hätte ich in einer fremden Wohnung unvorbereitet die Tür eines Badezimmers geöffnet. Nein, diese Aktion war nicht nach meinem Geschmack, sie war mir peinlich, und ich beschloß, eine gewisse Zeit verstreichen zu lassen, um dann zu erklären, ich hätte nichts gefunden.

Als ich Roger kommen hörte, beugte ich mich hinab und öffnete die rechte Schreibtischtür, um nicht bei meiner Untätigkeit ertappt zu werden. Er hatte aber solches nicht im Sinn, sondern warf einen Blick in die Runde und zuckte mit den Schultern.

»Eher finden wir die berühmte Nadel im Heu«, sagte er.

Ich stand auf und schritt im Zimmer umher, während er sich auf

den von mir verlassenen Platz am Schreibtisch setzte. Er zog, ebenso gedankenlos wie zuvor ich, die Schublade auf, zuerst ein Stückchen, dann weiter und weiter, griff hinein und förderte einen Aschenbecher zutage, dann noch ein Kistchen mit Zigarillos. Beides hatte ich nicht ausgemacht. Roger stellte den Aschenbecher in die Mitte des Schreibtisches, zündete eine der kleinen Zigarren an und blies den lilagrauen Rauch nach oben zur Decke.

»Das hilft beim Nachdenken«, sagte er, während ich weiter das Zimmer durchwanderte. Plötzlich hielt er mir das Kistchen entgegen, um auch mich zum Rauchen zu animieren. Ich lehnte ab, doch er gab nicht auf, es war, als habe er ein schlechtes Gewissen wegen des von ihm entzündeten fremden Räucherwerks. Er suchte also einen Komplizen. Um ihm den Gefallen zu tun, nahm ich das Kistchen, öffnete es und zog an dem eingelegten Bogen, so daß sich zwei oder drei Zigarillos aufrichteten. Da entdeckte ich unterhalb der Zigarren etwas Beschriebenes.

»Was liegt denn hier?« fragte ich und zog das Blatt heraus.

Roger war sofort an meiner Seite. Wir starrten beide auf das Zettelchen, wußten aber mit dem Geschreibsel nichts anzufangen. Es handelte sich um Eintragungen, die augenscheinlich von der Hand des Doktors stammten. Die große, etwas spitze Schrift schien ausgezeichnet zu ihm zu passen.

14. Juni 1986 – zehntausend Mark.

12. Juli 1986 – zehntausend Mark.

Über der sonderbaren Aufstellung dieser Daten und Zahlen stand, zweimal dick unterstrichen, ein noch mysteriöseres Wort: CAT.

»Fragen wir Sibylle«, schlug ich vor. »Vielleicht sagt ihr das etwas.«

Roger machte sich wortlos auf, um Sibylle zu unterrichten. Kurze Zeit danach hörte ich beide die Treppe heraufkommen. Sibylle nahm mir den Zettel, den ich noch immer in der Hand hielt, fort.

»Wo habt ihr denn das entdeckt?«

»Zwischen den Zigarillos«, antwortete ich.

Sie sah mich an und schüttelte etwas unwirsch den Kopf. »Zigarillos bei Doktor Vau? Unmöglich. Das soll wohl ein Witz sein? Niemals hätte er an so etwas Gefallen gefunden.«

»Dennoch standen sie in seinem Schreibtisch. Und zwischen den beiden Lagen befand sich dieser Zettel.«

Nun nahm Roger Sibylle das Zettelchen aus der Hand. Nachdem auch er es gedreht und gewendet sowie längere Zeit betrachtet hatte, fragte er: »Das ist doch die Handschrift deines Vaters? Oder nicht?«

Sibylle mußte nicht noch einmal auf das Blatt sehen. Sie nickte. »Daran besteht kein Zweifel.«

Jeder schaute vor sich hin und wartete, daß von einem der beiden anderen eine kluge Erkenntnis käme. Nichts geschah. Als Sibylle aufblickte, hatte sie wieder ihr Lehrerinnengesicht, mit dem sie sichtlich auf die Antworten ihrer etwas verstockten Schüler wartete. Doch wir schwiegen.

Plötzlich kam mir ein Einfall. »CAT – kann das nicht eine Abkürzung sein für Katharina? Deine Mutter?«

»Ausgeschlossen. Solange ich denken kann, war sie nur ›Doktor Ka‹. Niemals habe ich gehört, daß Doktor Vau meine Mutter ›Cat‹ genannt hätte.«

Ich wollte noch nicht aufgeben. »Vielleicht ein Kosename aus früheren Zeiten, von denen du gar nichts weißt, nichts wissen kannst, weil du da noch nicht gelebt hast.«

»Unmöglich. Irgendwann wäre das einmal zur Sprache gekommen. Nein, ›Cat‹ hat mit Doktor Ka nichts zu tun. Da bin ich ganz sicher.«

Nun mischte sich Roger ein. »Ich weiß zwar, daß es eine ganz ungewisse Konstruktion ist. Aber es handelt sich doch um Zahlungen, die dein Vater geleistet hat. Könnten die Beträge nicht an deine Mutter gegangen sein? Versteifen wir uns nicht zu sehr auf

die Bedeutung von ›CAT‹. Wäre doch möglich, daß dein Vater diese Abkürzung einfach aus einem Augenblickseinfall heraus gewählt hat.«

Sibylle gab sich keine Mühe, ihre Unzufriedenheit mit uns zu verbergen. »Was redest du für einen Blödsinn! Du kennst doch Doktor Ka. Glaubst du wirklich, sie hätte von ihrem geschiedenen Mann Geld angenommen? Eher wäre sie betteln gegangen. Außerdem schreibt sich ihr Name nicht mit C.«

Roger wollte noch nicht aufgeben. »Auch Doktor Ka – wie du immer so schön zu deiner Mutter sagst – könnte doch einmal in Schwierigkeiten gelangen.«

»Doktor Ka in Schwierigkeiten? Hast du eine Ahnung. Diese Frau kommt nicht in Schwierigkeiten, auch nicht in finanzielle.«

Da waren wir also trotz des verheißungsvollen Fundes so schlau wie zuvor. Wir wünschten uns nichts sehnlicher, als daß dieser rätselhafte Zettel der Schlüssel zum Geheimnis des seltsamen Todes von Doktor Valentin Haferländer sein möge. Aber noch half er uns nicht weiter. Wer oder was war CAT?

Obwohl Sibylle mich einlud, mit ihr und Roger gemeinsam zu Abend zu essen, lehnte ich ab. Ich fand einige Ausflüchte, log, daß ich an die eigene Arbeit zu denken hätte, auch sei ich müde. Ich verabschiedete mich von den beiden ohne Überschwang.

Das mit der Arbeit war nicht korrekt; denn ich hätte die freien Tage niemals beansprucht, wäre ich damit in Verzug. Es war eher Sibylles Verhalten, das mich irritierte. Nach dem plötzlichen Tod ihres Vaters war zwischen uns eine Art Vertrauensverhältnis gewachsen, ein zartes Pflänzchen, das zwar noch nicht blühte, aber immerhin grünte, wie mir schien. Längst hatte ich, nicht einmal ungern, alte Vorurteile revidiert und begonnen, das Mädchen Sibylle mit anderen Augen zu sehen. Und es gefiel mir, sie neu zu entdecken, ich fühlte mich außerordentlich wohl dabei. Nur deshalb hatte ich einem so verrückten Vorhaben wie dieser Detektivspielerei zugestimmt.

Doch dann erschien dieser Roger. Und mir nichts, dir nichts zog er zu Sibylle und wohnte mit ihr unter einem Dach, ließ sich von ihr wahrscheinlich wecken, das Frühstück bereiten, spazierte im Garten, hörte Musik oder veranstaltete wer weiß was, alles in trauter Gemeinsamkeit mit ihr. Das war es, was mir aufstieß. Vorbei war es mit meinem Wohlbefinden, mich fröstelte. Außerdem kam ich mir vor wie ein Einfaltspinsel, wie ein unerfahrener Schulbub, der auf die uralten Tricks, die stets griffbereit in den weiblichen Zauberkisten liegen, hereingefallen war. Was willst du, tröstete ich mich selber, so ist der Mensch nun einmal, der stolpert über jede Unebenheit, bricht sich Arme und Beine, holt sich Beulen und preist das Ganze schon wenige Tage später als – Erfahrung.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war draußen alles in helles Sonnenlicht getaucht. Nur den Gesang der Vögel vermißte ich, und auch den Ruf des Kuckucks hörte ich nicht mehr, wie hätten sie sich über einen so schönen Tagesanfang gefreut. Aber das Jahr hatte längst seinen Höhepunkt überschritten, Tage wie dieser waren schon rar, und viele unserer Baumbewohner hatten sich längst auf die Reise gemacht. Mit dem Fahrrad fuhr ich die umliegenden Geschäfte ab, um meine Vorräte aufzufüllen. Nach dem Frühstück setzte ich mich, reinen Müßiggang treibend, in den Garten.

CAT – was mochte das bedeuten? Die Frage ließ mich nicht los. Ich versuchte, die Buchstaben umzustellen, als enthielten sie eine verschlüsselte Botschaft, hinter die ich auf so simple Weise kommen könnte: TAC – ACT – TCA – ATC? Nichts. Mein Groll auf Sibylle hatte sich gelegt. Ein guter Schlaf und ein solides Frühstück wirken Wunder. Ich beschloß, den beiden gegen Mittag einen Besuch abzustatten.

Tor und Türen standen offen, so daß ich mir überall Eingang verschaffen konnte. In der Küche fand ich Roger essend und trinkend vor. Sibylle stand am Fenster. Sie trug nichts als einen ältlichen Trainingsanzug, in dem sie etwas schlampig wirkte. Außerdem war sie sichtlich unausgeschlafen.

»Wir haben uns die halbe Nacht lang die Köpfe zerbrochen. Aber du mußtest ja schlafen gehen.«

Mich brachte das nicht in Harnisch. »Und – habt ihr etwas herausbekommen?« fragte ich.

Roger ließ sich bei seiner Mahlzeit nicht stören. Sibylle schien nicht bereit, meine Frage sinnvoll zu beantworten. Wahrscheinlich hatte die durchwachte Nacht nichts gebracht. Ich fühlte mich so munter, daß ich sie noch ein wenig reizen wollte.

»Hat mir gut getan, der Schlaf«, sagte ich.

Doch sie ging darauf nicht ein, sondern verkündete, sie werde duschen gehen, und verschwand aus der Küche. Ich setzte mich zu Roger an den Tisch.

»Was essen?« fragte er und schob mir die Kaffeekanne und den Korb mit Brötchen zu.

»Danke«, sagte ich. »Hab' schon.«

Er nickte.

Als Sibylle zurückkam, war sie wie umgewandelt. Sie hatte sich ordentlich bekleidet und auch das graue Gesicht mit Puder und anderen Mitteln in Fasson gebracht. Ohne viel Federlesen beendete sie Rogers Frühstück und räumte wortlos den Tisch ab.

»Habt ihr wirklich nichts weiter herausbekommen?« versuchte ich es noch einmal.

Sibylle drehte sich mit der Kanne in der Hand mir zu. »Nur soviel: Doktor Vau hat zweimal, Juni, Juli, zehntausend Mark vom Konto abgehoben. Danach war kaum noch etwas vorhanden.«

»Sieht aus wie eine Ratenzahlung. Aber wofür? Und was ist CAT?«

»Oder eine Erpressung«, sagte sie.

»Tatsächlich. Du könntest recht haben. Dann wäre CAT eine Art Kodewort, unter dem das gelaufen ist. Wenn er das Geld abgehoben hat, dann bedeutet das, daß er bar oder mit Scheck gezahlt hat. Alle vier Wochen, mit schöner Regelmäßigkeit. Aber wer könnte ihn erpreßt haben?«

Roger stand auf und streckte sich. »Ich fahr' dann, wenn's recht ist. Vielleicht müßt ihr einfach vier Wochen warten. Sieht doch so aus, als sei das der Zeitraum, nach dem wieder kassiert wird. Ob der Erpresser, wenn es ihn tatsächlich gibt, erfahren hat, daß Doktor Haferländer tot ist, bleibt eine andere Sache. Kann also durchaus sein, daß der die Angelegenheit damit als erledigt betrachtet und sich nicht mehr blicken läßt. Also dann: macht's gut.«

Hatte ich nun eine rührende Abschiedsszene erwartet, so wurde ich enttäuscht. Roger gab uns nicht einmal die Hand, sondern ging stracks durch die Tür, bald danach sahen wir ihn mit seiner Tasche in der Hand über den Gartenweg zu seinem alten Volkswagen schlendern, hörten den Anlasser und – fort war er.

»Wegen Roger brauchtest du nicht sauer zu sein«, sagte Sibylle, nahm eine Tasse aus dem Küchenschrank und goß sich Kaffee ein.

»War ich sauer?« Ich hatte mir ernstlich vorgenommen, auf der Hut zu sein, um nicht jeder ihrer Launen auf den Leim zu gehen.

»Natürlich warst du sauer, gestern abend. Konnte doch jeder sehen. Hättest ruhig bleiben können.«

Ich schwieg und wartete auf weitere Erklärungen von ihr. »Ist nichts zwischen mir und Roger. Wenn du so etwas gedacht hast. Er ist vier Jahre jünger und so etwas wie ein Halbbruder. Außerdem ist er in fester Hand. In vierzehn Tagen will er heiraten. Compris?«

Damit war diese Sache erledigt, und sie wechselte auch sogleich das Thema. »Du hast doch nicht etwa deinen Urlaub abgebrochen?«

»Natürlich nicht.«

»Dann können wir gleich noch einmal losfahren?«

»Was hast du vor?«

»Ich muß unbedingt zu Frau Binder. Du erinnerst dich an die Kaminuhr, die ich bei ihr entdeckt habe. Ich könnte schwören, daß es unsere ist. Ich muß herausbekommen, wie diese Schlampe dazu gekommen ist.«

»Bitte, Sibylle, mäßige dich. Ich habe keinen Spaß an der Wie-

derholung der Auseinandersetzung vom letzten Mal. Seit wann vermißt du denn diese Uhr?«

Sibylle überlegte. »Auf Einrichtungsgegenstände achtet man kaum. Die stehen an ihrem Platz und werden meistens übersehen. Es fiele allenfalls auf, wenn da plötzlich ein staubfreier Fleck wäre. Da müßte man ja ständig Inventur machen.«

Ich nickte etwas abwesend, weil ich meinen eigenen Gedanken nachhing. Was für ein Mensch Doktor Vau war, hatte Sibylle mehrmals angedeutet. Sehr korrekt, sehr solide, sehr ernst. Ich hatte da Zweifel. Seit seiner Scheidung waren viele Jahre vergangen, sollte es in der Zwischenzeit wirklich keine andere Frau für ihn gegeben haben? Sollte er sich nicht irgendeine Freizeitbeschäftigung gesucht haben? Von Ärzten heißt es oft, sie musizierten gern. Aber doch nicht allein! Warum sollte er nicht am Spiel Spaß gefunden haben; an Schach? An Skat? Am Kegeln? Zu allem hätte er Partner gebraucht. Hatte es wirklich keine gegeben?

»Sag, Sibylle, es müssen doch Menschen deinem Vater in den letzten Jahren näher gestanden haben als du oder deine Mutter, seine geschiedene Frau?«

Sibylle sah mich verwundert an. »Mag sein. Ich weiß es nicht. Doktor Vau hat nie darüber gesprochen. Und in der kurzen Zeit, die ich hier war, habe ich davon nichts bemerkt. Er ist niemals fortgegangen, schon gar nicht in der Nacht. Er hat auch keine privaten Besucher empfangen. Nach dem Abendessen war er auf seinem Zimmer und hat gelesen oder Musik gehört.«

»Es ist zum Verzweifeln«, sagte ich. »Man kommt diesem Mann nicht näher. Alles bleibt im Nebel.«

Es war fast ein Uhr, und mir knurrte der Magen. Glücklicherweise schlug Sibylle vor, etwas Eßbares zuzubereiten, bevor wir aufbrechen würden.

»Stimmt«, sagte sie, während sie das Gas entzündete. »Mir ist es in dieser Zeit, die ich mit ihm zusammen verbracht habe, fast etwas schmerzlich bewußt geworden, wie verschlossen er war. Da

hat man zusammen unter einem Dach gewohnt und gelebt und gearbeitet, und was wußte man voneinander? Gar nichts!«

Sie schlug Eier in die Schüssel, schnitt Tomaten und Speck.

»Glaubst du wirklich, daß es Erpressung war? War dein Vater erpreßbar?«

»Schwierige Frage. Was heißt erpreßbar? Ich bin noch nie in eine solche Situation geraten. Ich weiß nicht einmal von mir selber, ob ich erpreßbar wäre.«

Sibylle stand mitten in der Küche, die Pfanne in der einen Hand, in der anderen einen großen Löffel. Sie rührte sich nicht vom Fleck, als sei sie durch den Zwang, über Erpressung nachzudenken, wie gelähmt.

»Wir können ja einmal die Merkmale eines Erpreßten zusammentragen«, schlug ich vor.

Nun bewegte sie sich wieder, schüttete den Inhalt der Pfanne auf die Teller, schnitt Brot ab und goß Milch in zwei Becher. »Guten Appetit«, sagte sie. »Wie mag ein Erpresser aussehen?«

»Ein Erpreßter«, korrigierte ich.

»Er ist furchtsam, und das merkt man ihm auch an. Wäre er es nicht, so setzte er sich doch wohl zur Wehr. Ginge zur Polizei oder woandershin. Oder er schlüge einfach zu.«

»Na gut«, sagte ich. »Aber Furcht allein erklärt noch nicht alles. Der Betreffende muß etwas wissen oder etwas getan haben, was geheim bleiben soll.«

»Natürlich. Und es muß ihm ungeheuer viel wert sein, dieses Geheimnis zu wahren. Was könnte das alles sein?«

»Ein Verbrechen. Eine Beziehung, die nicht ans Licht kommen darf. Ein Verkehrsunfall, bei dem der Betreffende Fahrerflucht begangen hat ...«

»Eine Veruntreuung. Eine Scheckfälschung. Eine Sache aus der Vergangenheit, über die längst Gras gewachsen ist. Eine falsche Identität . .« Sibylle war in Rage geraten und vergaß das Essen, soviel Gefallen fand sie an den Aufzählungen.

»Paßt etwas davon zu deinem Vater?« fragte ich.

Sie schaute mich traurig an. »Das ist es ja. Nichts davon paßt zu ihm. Es ist zum Verzweifeln. Dabei hätte ich schwören können, daß es sich um Erpressung handelt. Denn überleg doch mal! Als er nichts mehr hatte, um zu zahlen, raste er mit dem Wagen gegen den Brückenpfeiler. Entweder aus Absicht oder in seiner Erregung, weil er von irgend etwas ganz durcheinander war. So könnte es doch gewesen sein?«

»Gewiß«, sagte ich. »So könnte es gewesen sein. Könnte! Denn es ist eine Theorie. Und in diesem Fall nicht viel wert.«

»Aber irgendeine Theorie muß doch die Wirklichkeit sein.«

Die Harmonie zwischen uns war wiederhergestellt. Das lag einzig daran, daß das seltsame Ende des Doktor Vau allein uns etwas anging. Roger war davon nicht wesentlich betroffen. Er hatte uns mit eigenen Dingen verschont und – um unseren Eifer nicht zu lähmen – sogar ganz vernünftige Vorschläge gemacht. Er war aufgetaucht und wieder verschwunden. Wir aber saßen weiter an unserem Fall.

»Du wolltest noch einmal zu Frau Binder?«

»Ja«, sagte sie beim Geschirrabwaschen. »Wir können sogleich fahren.«

Ich kann nicht sagen, daß mir die Aussicht auf ein erneutes Zusammentreffen mit Frau Binder gefiel. Die Rivalität der beiden Frauen war mir noch in frischer Erinnerung.

Doch es ging alles weitaus besser, als ich es erwartet hatte. Frau Binder schien mit uns gerechnet zu haben, sie war nicht überrascht, der Empfang war zurückhaltend, aber nicht unfreundlich. Und Sibylle zeigte sich von ihrer besten Seite. Wie sie die Rede auf die Kaminuhr brachte, war ein Lehrstück der Diplomatie. Bei der Nachfrage nach dem Ergehen der Tochter begann sie, ging dann auf die Spezialklinik über, bezog Frau Binders Mutter mit ein und kam von ihr auf die eigene Mutter, Doktor Ka also, von der sie behauptete, sie habe ihr aufgetragen, sich

um eine Kaminuhr zu kümmern, ein altes Familienerbstück. Eine Uhr von der Art wie diese dort, und damit zeigte sie auf das Corpus delicti.

Frau Binder wich diesmal nicht aus, sie stand zu dem, was da aufkam, ging lächelnd zum Schreibtisch, zog ein Fach heraus und kam mit einem Papier zurück, das sie Sibylle überreichte. »Sehen Sie, es hat alles seine Ordnung«, sagte sie.

Ich trat an Sibylles Seite und las mit, was auf dem Papier stand. »Für eine gebrauchte Kaminuhr dreitausendfünfhundert Mark erhalten zu haben bescheinigt: Doktor Valentin Haferländer.«

Sibylle war überrascht. Das hatte sie nicht erwartet. »Das ist seine Unterschrift. Aber warum? Warum hat er die Uhr verkauft?«

Frau Binder zeigte Verständnis. Aber – nicht sie habe den Doktor angerufen, er war es, der mit ihr an jenem Morgen das Telefongespräch begann. Der Eindruck, den er auf sie gemacht habe, sei etwas beängstigend gewesen. Es sei ihr manches an ihm fremd vorgekommen. Er habe von Verpflichtungen gesprochen, denen er nicht ausweichen könne, und gerade jetzt sei er nicht liquide – so habe er sich ausgedrückt. Deshalb sei er gezwungen, etwas zu verkaufen, etwas Wertvolles, das Geld einbringt: einen Ring, ein Gemälde, eine Kaminuhr. Vor allem auf die Kaminuhr habe er sie hingewiesen, sie hätte sie doch, soweit er sich erinnern könnte, anläßlich eines Besuchs bei ihm sehr bewundert. Sie habe sich bemüht, ihm das auszureden, das werde sich doch wieder einrenken, werde wieder ins Lot kommen, warum gleich so eilfertig und unüberlegt handeln? Nein, habe er laut und unduldsam erwidert, nichts werde ins Lot kommen ohne ihre Hilfe, im Gegenteil, es werde Schlimmes geschehen. Und nur deshalb, weil er sie so bedrängt habe, sei sie einverstanden gewesen, die Kaminuhr für dreitausendfünfhundert Mark zu kaufen. Fünftausend hätte er wohl erwartet, aber das habe ihre augenblicklichen Möglichkeiten überstiegen. Mit hörbarer Genugtuung habe er vermerkt, daß sie soviel Bargeld im Hause hatte. Und so sei er gekommen, in aller

Herrgottsfrühe, habe die Uhr ausgehändigt und das Geld gegen Quittung eingestrichen.

Diesmal trennten wir uns von Frau Binder in Frieden und ohne Argwohn. Schweigend saßen wir im Wagen. Sibylles Gleichgewicht war wiederhergestellt. Sie wirkte zufrieden. Diese Begegnung mit Frau Binder hatte sie nicht aufgewühlt.

»Ist dir das aufgefallen? Fünftausend Mark hat er vermutlich für die Kaminuhr erwartet.«

»Und nur dreitausendfünfhundert bekommen«, sagte ich.

»Zehntausend Mark, das war jeweils die Summe, die er auf den Zettel unter CAT geschrieben hat. Und zehntausend Mark sind von ihm zweimal gezahlt worden. Danach waren noch fünftausenddreihundertfünfundzwanzig Mark auf dem Konto. In der Differenz von tausendeinhundertfünfundsiebzig Mark muß die Lösung des Rätsels liegen. Ich wette, es war Erpressung.«

Als wir Sibylles Elternhaus betraten, hörten wir das Telefon.

»Ich bin nicht zu Hause«, wehrte sie ab und machte keine Anstalten, sich dem Gerät zu nähern.

»Dann laß mich mal«, sagte ich, weil es zu meinen Prinzipien gehört, jeden Anrufer ernst zu nehmen, auch den, der falsch gewählt hat. Es war Roger. Er verlangte, Sibylle zu sprechen. Doch sie sperrte sich noch immer.

»Wird nicht wichtig sein. Er soll dir sagen, was er will.«

Es war wichtig. Roger berichtete, daß er auf seiner Fahrt in Groß-M. ein Café mit dem Namen CAT entdeckt habe. Dieses Rätselwort setze sich aus den Anfangsbuchstaben der Namen von drei Familienmitgliedern zusammen. Ihnen gehöre das Café. Carl Anton Taff, der Vater. Christian Andreas Taff, der Sohn. Carola Annemarie Taff, die Tochter. Ob es auch eine Mutter dazu gab, wußte Roger nicht. Ich dankte ihm für seine hervorragenden Resultate und wünschte ihm eine gute Weiterfahrt. Dann berichtete ich Sibylle die Neuigkeit, und das bewirkte bei ihr eine totale Verwandlung. Im Nu waren Überdruß und Müdigkeit abgestreift,

sie witterte eine Fährte. »Wir fahren sofort nach Groß-M.«, befahl sie.

Doch nun spielte ich den Bremser. »Soeben warst du noch die Lustlosigkeit in Person«, tadelte ich sie. »Und nun platzt du vor Aktivität. Wenn wir später oder gar erst morgen fahren, wird das Café noch am selben Fleck stehen.«

Wider Erwarten lenkte sie ein. »Wann warst du das letzte Mal in Groß-M.?«

Ich überlegte. »Das ist lange her. Mindestens zehn Jahre. Und du?«

»Ich glaube, ich war noch länger nicht dort. So ist die Frage überflüssig, ob du das Café kennst.«

Ich nickte. Sie hatte nur einen Umweg gemacht und ging schon wieder auf das Ziel los. »Es läßt mir keine Ruhe. Ich lade dich ein zu Mokka und Torte. Ins Café CAT. Das kannst du mir nicht abschlagen.«

»Also gut. Fahren wir!«

Das Café lag direkt an der Fernverkehrsstraße. Es war ein eigenartiger, halbrunder Bau mit großen Fenstern, vor denen sich Rosenbeete ausbreiteten. Über der weit geöffneten Doppeltür hingen drei große goldene Buchstaben: CAT. Das Wort Café befand sich weniger auffällig hinter dem Glas der rechten Tür.

Wir stellten den Wagen auf den nur fünfzig Meter entfernten Parkplatz. Während wir dem Gebäude zustrebten, nahm meine Erregung zu. Wir hatten nichts abgesprochen, so waren wir darauf angewiesen, der Situation entsprechend zu reagieren.

Obwohl das Café nur aus einem einzigen Raum bestand, war durch geschickt angeordnete Grünpflanzen und Blumenkästen eine Vielzahl von Waben entstanden, in denen man ungestört sitzen konnte. So haftete an dem Interieur in keiner Weise die Monotonie eines Wartesaals.

Wir suchten einen freien Tisch und harrten der Dinge, die nun geschehen oder nicht geschehen mußten. Und sie rollten auf uns

los wie eine Lawine. Es näherte sich ein Kellner in weißem Hemd, dunkelgrüner Weste und Hose, die hellgrüne Serviette lässig über dem linken Arm. Ich mußte Sibylle keine Frage stellen, mußte sie nicht einmal anschauen, diese Erscheinung hatte sie so präzise beschrieben, daß es keinen Zweifel gab. Es war der Kobold, der sie am Abend der Beerdigung von Doktor Vau aufgesucht hatte. Das Spiel konnte beginnen.

»Was wünschen die Herrschaften?«

Keine Muskel zuckte im Gesicht des Kellners. Hatte er Sibylle nicht wiedererkannt? Oder war seine Beherrschung so vollkommen? Meine Begleiterin lehnte sich in dem bequemen Stuhl zurück, musterte den Kellner äußerst herablassend und sagte dann ebenso leise wie scharf: »Wir kennen uns doch.«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Sie haben sich bei mir nach Doktor Haferländer erkundigt. Wissen Sie das nicht mehr?«

»Sie müssen sich täuschen.«

Ich beobachtete beide, und mir entging nicht, daß der junge Mann vor allem zu mir schielte. Obwohl sich sein Kopf nicht bewegte, sah ich, wie er seine Augen so verdrehte, daß ich ständig in seinem Blickfeld war. Er schien mich mehr zu fürchten als Sibylle. Das hieß für mich, solange wie möglich still zu bleiben, um seine Ungewißheit zu schüren.

Nun begann Sibylle wieder einmal die Zähne zu zeigen. »Warum versuchen Sie, mich anzulügen? Ihre Visage vergißt niemand, der sie einmal gesehen hat.«

Sie sprach so laut, daß sie an den umliegenden Tischen gut zu verstehen war.

»Mäßigen Sie sich, meine Dame«, erwiderte der Kobold sanft. »Ich habe mir mein Gesicht nicht ausgesucht. Es wäre sehr freundlich, wenn Sie nun Ihre Bestellung aufgäben.«

»Also gut, wir nehmen zwei Kännchen Mokka, je zwei Stück Torte, aber von der feinsten, zwei Supereisbecher und zwei Ko-

gnak. Und das alles natürlich auf Kosten des Hauses. Sie verstehen mich doch?«

»Ich bedaure. Ich verstehe nichts. Es wird das beste sein, wenn ich den Chef hole.«

»Tun Sie das, Sie abgerissener Knopf. Mir ist das völlig egal, ob der Chef oder sonstwer das Bestellte bringt.«

Es war klar, daß Sibylle es darauf anlegte, den Knirps zu provozieren, um ihn aus der Reserve zu locken und zu einer unüberlegten Äußerung zu bewegen. Doch ihr Vorhaben gelang immer nur beinahe. Bevor dem Kobold die Galle hochkam, verfiel er in die andressierten Manieren und konterte weich und höflich. Als er fort war, wandte sich Sibylle mir zu. »Hast du das gemerkt: Er wüßte zu gern, wer du bist.«

»Es ist mir nicht entgangen. Soll er sich doch den Kopf zerbrechen!«

Wir sahen den Chef schon von weitem. Er wirkte wie ein Schneemann in Schwarz. Kugelrunder Kopf, kugelrunder Leib, schwarzer Anzug, weißes Hemd, schwarze Fliege. Unser Kobold folgte ihm.

»Es gab Unstimmigkeiten, meine Dame?«

Sibylle musterte den Alten und ließ ihn lange auf eine Antwort warten. Allein dies war entwürdigend. Doch der schwarze Schneemann zeigte sich als Gentleman. Er wartete.

»Sie also sind der ... der ... Na, wie nennt man denn den Boß von solch einer Spelunke?«

»Mein Name ist Carl Anton Taff, und ich bin der Eigentümer dieses Cafés. Das heißt, genaugenommen, ich bin es zusammen mit meinen beiden Kindern, hier mein Sohn Christian Andreas Taff, und dann meine Tochter, sie bedient dort hinten, Carola Annemarie Taff.«

»Und ich bin Sibylle Haferländer, die Tochter von Doktor Valentin Haferländer.«

»Angenehm«, sagte Carl Anton und verbeugte sich.

Jetzt kam das Spiel auf Touren, und ich mußte die Augen offenhalten, damit mir nichts, keine Regung der beiden Taffs entginge. Dann geschah etwas, das ich nicht erwartet hatte. Der jüngere Taff bat den Papa um die Erlaubnis, sich zu entfernen. Er murmelte etwas von der Kaffeemaschine, nach der er zu sehen hätte. Auf ein etwas unwirsches Kopfnicken des Alten hin trollte er sich. Um so besser für mich, hatte ich doch nun nur noch ein Gesicht zu kontrollieren. Für mich keine leichte Aufgabe, denn das, was in Carl Antons Kugelkopf vor sich ging, spiegelte sich nicht auf seiner Visage wider. Entweder hatte er sich vollendet in der Gewalt, oder seine Gesichtshaut war so, wie sie aussah, wächsern. Der ganze Kerl hätte in Madame Tussauds Kabinett gepaßt.

Sibylle hatte sehr wohl bemerkt, wie er sie hatte auflaufen lassen. Sie mußte sich etwas mehr einfallen lassen. »Mein Vater redet oft von Ihnen.«

Das war ein Volltreffer. Die Hände des Alten wurden unruhig und begannen am Jackett zu zupfen, die Füße hatte er ebensowenig in der Gewalt, sie vollführten einen, allerdings kaum merklichen Stepptanz. Allein das Gesicht blieb regungslos.

»Ich kann mich nicht an ihn erinnern. Kein Wunder, denn man hat es mit so vielen Leuten zu tun. War er öfter hier?«

»Er hat fast dreißigtausend Mark hiergelassen.«

Über sein fahles Gesicht zog ein Lächeln. Es war so, als ziehe jemand an den Muskeln wie an den Strippen einer Marionette. »Sie scherzen, gnädige Frau. Ich bitte Sie! Dreißigtausend Mark. Da müßte ich ja Millionär sein.«

»Wer weiß? Vielleicht sind Sie's. Doch ich hatte ›fast‹ gesagt. Wären es nämlich dreißigtausend gewesen, so lebte er noch.«

Damit hatte Sibylle einen entsetzlichen Fehler gemacht. In der Tat entspannte sich der ganze runde Herr Taff im Nu. Die Hände beruhigten sich, und die Füße standen wieder fest auf dem Boden.

»Wie schrecklich«, sagte er. »Da ist er also schon tot, Ihr Herr Vater. Wie konnte das geschehen? War er krank? Hatte er gar ei-

nen Unfall wie unsere arme Konsumverkäuferin, an die hier jeden Tag jeder denkt? Wie lange wird es noch dauern, bis sie diesen Mistkerl gefunden haben? Sie wissen, wen ich meine.«

Sibylle stand auf. Sie war einen Kopf länger als der schwarze Schneemann. »Komm, wir gehen«, sagte sie zu mir. »Es kotzt mich an, den Kaffee der Mafia zu trinken.«

Schnurstracks lief sie dem Ausgang zu. Ich folgte ihr, konnte es mir aber nicht verkneifen, einen Blick zurückzuwerfen, bevor ich das Café verließ. Ich sah die drei CAT-Köpfe von Vater, Tochter und Sohn eng beieinander und ahnte, was sie tuschelten. Als Carl Anton meinen Blick auf sich gerichtet sah, drehte er sich um und lief zur Küche.

»Es ist total danebengegangen«, sagte Sibylle, als wir im Wagen saßen.

»Ich habe es gleich geahnt. Wir sind eben keine Profis. Du solltest endlich zur Kriminalpolizei gehen.«

Sie nickte gedankenverloren.

Nach dem Abendbrot saßen wir noch zusammen, aber es wollte keine Stimmung aufkommen. Auch unausgesprochen war klar, daß das Ende unserer gemeinsamen Aktionen vor uns lag. Wir hatten mit unseren Bemühungen nichts erreicht. Der Verdacht, Doktor Vaus Unfall sei die Folge von fremdem Einfluß oder Erpressung gewesen, hatte sich nicht bestätigt. Zwar fühlte jeder noch immer, daß etwas Unerklärliches in der Luft lag, aber die Fähigkeit, es zu greifen, hatte keiner von uns.

»In der nächsten Woche fahre ich zurück«, sagte Sibylle. »Ich hörte, daß sie schon einen Nachfolger für Doktor Vau haben.«

»Warum auch nicht? Ist doch keine schlechte Praxis. Und wenn du einmal fertig bist, willst du sie nicht selber übernehmen?«

Sie lächelte wie eine müde Mutter zu den Späßen ihres Kindes, da läutete die Türglocke. Wir sahen uns verblüfft an. Es war bereits einundzwanzig Uhr. Ich erhob mich, um nach dem späten Gast zu schauen. Und als ich sah, wer da vor der Tür stand, ver-

schlug es mir die Sprache. Es war Carola Annemarie Taff, die Jüngste vom Café CAT. Das Mädchen wirkte ängstlich und huschte behende an mir vorbei ins Hausinnere. »Bitte schließen Sie schnell die Tür! Es darf mich niemand sehen.«

Ich tat, was die junge Frau verlangt hatte, und folgte ihr ins Wohnzimmer, in dem Sibylle saß und das im Türrahmen stehende CAT-Mädchen wie ein lange vor der Geisterstunde erschienenes Gespenst betrachtete.

»Sie hier?«

Carola Annemarie Taff, noch kurz zuvor rund und frisch bei ihrer Arbeit im Café, bot einen erbärmlichen Anblick. Ihr Anorak umschlotterte sie wie eine leere Ballonhülle, und die Jeans schienen ihr zwei Nummern zu groß. Das Gesicht war sonderbar grau.

»Bitte, setzen Sie sich«, forderte Sibylle und schob einen Sessel zurecht.

Das Mädchen sah von einem zum anderen, machte aber keine Anstalten, Platz zu nehmen. Plötzlich schüttelte es den Kopf und schrie: »Lassen Sie mich wieder raus! Nein, nein, ich kann es nicht.«

Auch Sibylle sah ratlos mal zu mir, mal zu dem Mädchen.

»Was können Sie nicht?« fragte ich so sanft, wie ich es vermochte. Keine Antwort. Was ich dann äußerte, war eine durch nichts begründete Vermutung. »Sie sind gekommen, um uns etwas Wichtiges mitzuteilen, nicht wahr?«

Carola Annemarie Taff sah mich aus großen Augen an, dann nickte sie fast unmerklich. Um sie nicht erneut in Ablehnung oder Verweigerung fallen zu lassen, sprach ich langsam und monoton. »Möchten Sie erst einmal eine Tasse Tee? – Es sind auch noch belegte Brötchen da. – Soll ich das Fenster öffnen? – Sie müssen nicht sogleich sprechen, lassen Sie sich Zeit!«

Endlich setzte sie sich, doch ihr Blick flatterte noch immer zwischen Sibylle und mir hin und her. Dann brach es aus ihr heraus. »Doktor Haferländer ist schuld am Tod meiner Mutter.«

Ich trat einen Schritt zurück. Ihr Blick war nun starr auf Sibylle gerichtet. Das ging allerdings auch nur sie etwas an. Hoffentlich würde sie nicht alles wieder verderben. Wider Erwarten reagierte sie friedfertig. »Mein Vater schuld am Tod Ihrer Mutter?«

Das Mädchen senkte den Blick und schaute auf den Boden. »Es kam aus heiterm Himmel. Übelkeit, Erbrechen, Durchfall. Am späten Abend wurde es so schlimm, daß wir den Notarzt brauchten. Doktor Haferländer hatte Dienst. Er ließ nicht auf sich warten. Es sei eine Magenverstimmung, meinte er und suchte in seinem Arztkoffer nach einem Medikament.«

Das Mädchen schluchzte.

»Es muß ein Mittel zum Stopfen gewesen sein. Hatte er sich in der Eile oder auch im Halbdunkel vergriffen? War seine Diagnose verkehrt? Meine Mutter nahm die Tabletten, sie starb noch in derselben Nacht. Die Ursache ihrer Übelkeit war eine Pilzvergiftung. Man hätte sie sofort ins Krankenhaus bringen müssen, wenigstens aber hätte sie ein Abführmittel gebraucht – und wenn es Rizinusöl gewesen wäre. Ein entfernter Verwandter, der Arzt ist, hat es bestätigt. Mein Vater hatte eine der Tabletten aufgehoben und sie Doktor Haferländer gezeigt. Der aber bestritt, daß es sich dabei um ein von ihm verabreichtes Medikament handelte. Mein Vater beharrte darauf und ließ nicht locker, er drohte mit Klage und Gericht.«

Carola Annemarie Taff hatte schnell gesprochen, sie atmete heftig und brauchte eine Verschnaufpause. Sibylle betrachtete das Mädchen zweifelnd.

»Begreifst du das ?« fragte sie mich.

Ich verneinte. Dann geschah etwas Unerwartetes. Sibylle stand auf und nahm den Kopf des Mädchens zwischen ihre Hände. Sie sah es traurig an. Dann setzte sie sich wieder.

»Dreißigtausend Mark habe Doktor Haferländer schließlich geboten. So hat es mein Vater uns erzählt. Es war der Preis des Schweigens.«

»Das ist unfaßbar«, meinte Sibylle. »Wochenlang habe ich mit Doktor Vau zusammengelebt, Tochter und Vater, er war nicht anders als sonst, nicht trauriger und nicht vergnügter. Und während der gesamten Zeit hat er etwas in sich hineingestopft, von dem ich keine Ahnung hatte? Wer soll das begreifen?«

Beide Frauen schwiegen und saßen sich unbeweglich gegenüber.

»Weiß Ihr Vater, daß Sie hier sind?« fragte ich das Mädchen.

Es schüttelte heftig den Kopf.

»Und warum sind Sie gekommen? Trotzdem.«

Es dauerte lange, bis es antwortete. »Wenn ein Gast bei mir eine Cola bestellt, ich aber bringe ihm ein Pilsner, so ist das mein Fehler. Der Gast wird ungehalten sein und mich beschimpfen. Doch ich kann den Fehler korrigieren. Und ein Arzt? Er darf niemals einen Fehler machen. Bei ihm geht es immer um Leben und Tod. Ist das nicht zuviel verlangt? Ist das nicht unmenschlich? Nun hat es ein Mitglied der eigenen Familie getroffen. Zunächst war in mir ebensoviel Haß wie bei meinem Vater. Doch was ist dabei herausgekommen? Doktor Haferländer ist tot. Soll es so weitergehen? Als ich Sie heute im Café sah, fiel mir der Begriff der Blutrache ein. Nun suchen sie das nächste Opfer, dachte ich ...«

Das Mädchen wollte aufstehen und gehen. Ich hielt es zurück. »Nur eine Frage noch. Wissen Sie, wer damals den Unfall mit der Fahrerflucht in Ihrem Ort verursacht hat? Sie erinnern sich doch?«

»Darüber weiß ich nicht viel«, sagte Carola Annemarie Taff. »Ich kann nicht ganz ausschließen, daß mein Bruder der Schuldige war, es sähe ihm ähnlich. Doch in meiner Gegenwart ist darüber nie geredet worden. Nur habe ich den unbestimmten Eindruck, daß mein Vater die Sache als Druckmittel gegen den Doktor eingesetzt hat. Aus einem Gespräch, das ich ungewollt mit angehört habe – zwischen meinem Vater und meinem Bruder –, war so etwas zu entnehmen. Der Rest der versprochenen dreißigtausend

Mark ließ auf sich warten, und ich hörte, wie mein Vater sagte: ›Das hängen wir ihm auch noch an, wenn er uns weiter hinhält!‹«

Noch einmal wollte Sibylle etwas wissen. »Sie sind sicher, daß es mein Vater war, der die dreißigtausend Mark geboten hat? War es nicht umgekehrt, daß man sie von ihm verlangt hat?«

»Ich weiß es nicht«, sagte das Mädchen. »Was ich erfahren habe, habe ich gesagt.«

Sibylle ging in die Küche, um einen Tee zu bereiten. Danach saßen wir schweigend um den runden Tisch und tranken unsere Gläser leer. Als sich das Mädchen erhob, standen auch wir auf und begleiteten es hinaus. Es ging langsam über die Straße, wir hörten, wie die Tür des TOURIST geöffnet wurde und der Anlasser surrte.

»Wie damals in der Nacht nach der Beerdigung meines Vaters«, sagte Sibylle.

1. Auflage
© Verlag Das Neue Berlin, Berlin · 1988
Lizenz-Nr.: 409-160/208/88 · LSV 7004
Einbandentwurf: Jürgen Malik
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622808 6
00045

31235